



ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

NEUNTER BAND
1968/69

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

ÖFFENTLICHE SITZUNG DES
ORDENSKAPITELS
IM THEATER DER STADT BONN
29. MAI 1968
REDEN UND GEDENKWORTE

**BEGRÜSSUNGSWORTE
DES ORDENSKANZLERS**

*Herr Bundespräsident,
Exzellenzen,
Meine Herren Minister und Abgeordneten,
Herr Oberbürgermeister,
Magnifizenzen,
Sehr verehrte Damen, meine Herren!*

Mein erstes Wort richtet sich an Sie, hochverehrter Herr Bundespräsident, der Sie auf Grund unserer Statuten der Protektor unseres Ordens sind. Sie haben – sofern nicht dringende Amtsgeschäfte Sie abhielten – Jahr für Jahr an unseren Sitzungen teilgenommen und uns als Ihre Gäste in Ihrem Amtssitz um sich versammelt. Ich habe bereits heute mittag Gelegenheit gehabt, Ihnen unseren Dank auszusprechen, ich wiederhole ihn nun vor der Öffentlichkeit. Sie kennen jeden einzelnen von uns, haben mit uns viele Gespräche geführt und immer ein offenes Ohr für unsere Pläne und Sorgen gehabt. Ihr Protektoramt – dafür haben wir uns auch schon in den vergangenen Jahren bedankt und ich wiederhole das in diesem Jahr abermals mit Freude – Ihr Protektoramt bedeutet Ihnen keine Last, sondern eine Aufgabe, der Sie sich mit innerer Anteilnahme widmen.

Wir freuen uns, daß trotz der bewegten Zeiten so viele Gäste gekommen sind. Ich begrüße die Vertreter der Kirchen und kirchlichen Institutionen sowie den Präsidenten des Zentralrats der Juden, ferner Vertreter der Bundesregierung, der Landesregierungen und der Parlamente sowie zahlreicher wissenschaftlicher und künstlerischer Organisationen und Institutionen.

Das Bundesministerium des Innern, das unseren Orden verwaltungsmäßig betreut, hat inzwischen ein neuer Minister, Herr Ernst Benda, übernommen, der im Augenblick durch die Debatte über das Notstandsrecht im Bundestag festgehalten wird. Ich benutze die Gelegenheit, seinem Vorgänger, dem nunmehrigen Bundestagsabgeordneten Paul Lücke, im Namen des Kapitels nachdrücklich Dank zu sagen: er hat sich mit dem Orden nicht routinemäßig befaßt, sondern seinen Aufgaben und Nöten persönliches Verständnis entgegengebracht. In diesen Dank schließen wir das Bundespräsidialamt und die zuständigen Herren im Bundesinnenministerium ein.

Mit besonderer Freude heiße ich die Vertreter der bereits von Friedrich dem Großen begründeten Kriegsklasse des Ordens „Pour le mérite“ willkommen, mit dem wir seit unserer Neubegründung ständige Fühlung halten. An deren Jahrestagung, die diesmal in Hechingen und auf der Burg Hohenzollern stattfindet, wird eine Reihe von unseren Mitgliedern teilnehmen.

Seit einigen Jahren laden wir auch die Rektoren der Universitäten und Hochschulen zu unserer öffentlichen Sitzung ein. Sie sind durch ihre Amtsgeschäfte stark beansprucht, in diesem Jahre noch mehr als sonst. Trotzdem hat eine Reihe von ihnen es möglich gemacht zu kommen. Wir danken ihnen dafür!

Am nächsten unter den Rektoren steht uns der Bonner, da uns seit unserer Neubegründung im Jahre 1952 die Friedrich-Wilhelm-Universität Gastrecht gewährt. Weshalb wir es in diesem

Jahre nicht in Anspruch nehmen, brauche ich nicht zu erklären. Der amtierende Rektor, Prof. Dr. Schneemelcher, den ich mit Nachdruck willkommen heiÙe, und ich haben uns mündlich und schriftlich dahin verständigt, daß der heutige Rahmen ein Ausnahmefall bleiben soll.

Bewegten Herzens begrüÙe ich Frau Daisy Kuhn und Frau Gertrud Ritter mit ihren Angehörigen. Die Reden werden ihren Schmerz erneuern, aber sie auch empfinden lassen, daß wir mit ihnen trauern und stolz sind, daß Richard Kuhn und Gerhard Ritter zu uns gehörten.

Mit besonderer Freude sehe ich den Belgrader Byzantinisten GEORG OSTROGORSKY unter uns. Wir wählten ihn im Jahre 1966 zum Mitglied; 1967 machte ihm eine Erkrankung das Kommen unmöglich; jetzt ist er, der in aller Welt als einer der führenden Gelehrten seines Faches anerkannt ist, geschmückt mit unserem Ordenszeichen zur Stelle.

Da unser jugoslawisches Mitglied mit mir befreundet ist seit den Tagen, als ich ein junger Privatdozent, er Student in Heidelberg war, darf ich einen persönlichen Gruß hinzufügen.

Leider mußte unser ungarisches, im Jahre 1967 zugewähltes Mitglied, der Professor Dr. GYULA MORAVCSIK, absagen, da ihn eine Grippe so schwer traf, daß er einer längeren Erholung bedarf. Wir hoffen, diesen Meister der südosteuropäischen und byzantinischen Geschichtsforschung im nächsten Jahr unter uns zu sehen.

Durch diese beiden Zuwahlen hat unser Orden im Geiste seines – von Alexander v. Humboldt beratenen – Gründers, des Königs Friedrich Wilhelm IV., bekundet, daß er an der 1842 festgelegten Tradition festhält: der von einem preußischen Herrscher begründete, aber von vornherein gesamtdeutsch konzipierte und durch ausländische Mitglieder bereicherte Orden kennt – mag die Welt auch politisch in Ost und West, kommunistisch und nichtkommu-

nistisch aufgespalten sein – nur eine Welt. Für die Wissenschaft, für die Künste darf es keine Grenzpfähle geben.

Nun zum Ablauf unserer öffentlichen Sitzung.

Sie beginnt wieder mit Nachrufen; denn da die Mehrzahl der Mitglieder des Ordens schon ein hohes Alter erreicht hat, vergeht kein Jahr ohne Todesfälle. Da wir uns untereinander kennen, ist jeder Verlust für uns Anlaß zu persönlicher Trauer. Wenn wir uns bemühen, der Verstorbenen in Nachrufen gerecht zu werden, gibt es dafür kein Schema. Biographien mit allen Daten und einem Verzeichnis der wissenschaftlichen oder künstlerischen Leistungen sind nicht unsere Aufgabe – sie mögen den Universitäten und Akademien vorbehalten und den Schülern überlassen bleiben.

Wer die Bände kennt, in denen die auf unseren öffentlichen Sitzungen vorgetragenen Nachrufe festgehalten werden, weiß, wie verschieden die Aufgabe von unseren Mitgliedern gelöst worden ist: das eine Mal der Versuch, die bleibende Bedeutung des Toten zu bestimmen; das andere Mal ein ganz persönlicher Nachruf, in dem Eindrücke, gewonnen bei Begegnungen oder Studium des Werks, festgehalten werden; das dritte Mal wieder ganz anders.

Vielfarbig wie ein Regenbogen sind die bisher gehaltenen Nachrufe, und vielfarbig sollen sie bleiben.

Der Pflicht, die Toten des letzten Jahres zu ehren, sind wir bereits nachgekommen, als wir gestern nachmittag und heute morgen zu internen Sitzungen zusammentraten. Wir verloren seit unserem letzten Zusammensein anläßlich unseres 125ten Jahrestags in Berlin am 29. Mai 1967:

den Historiker GERHARD RITTER, den zu würdigen Herr Hans Rothfels übernommen hat;

den Biochemiker RICHARD KUHN, der von Herrn Adolf Butenandt geehrt werden wird;

die Dichterin und Schriftstellerin Frau ANNETTE KOLB, derer zu gedenken Herr Carl J. Burckhardt uns versprochen hat, da er derjenige in unserer Kreise ist, der sie am besten gekannt hat. Doch ist er in diesem Jahre verhindert, so daß wir die Ehrung dieser bewunderungswürdigen Frau auf das nächste Jahr verschieben müssen.

Das gleiche gilt für den Kunsthistoriker ERWIN PANOFSKY, den vierten, den wir im letzten Jahre verloren haben: wir können seine Verdienste erst 1969 würdigen.

Zum Vortrag habe ich in diesem Jahre unser Mitglied Herrn KURT BITTEL eingeladen, den Präsidenten der deutschen Archäologischen Institute, der sich jahrelang als Ausgräber in Boğazk'öy um die untergegangene Hauptstadt des Hethiterreiches verdient gemacht und das Deutsche Archäologische Institut in Istanbul geleitet hat.

Zu den Hauptsehenswürdigkeiten Ankaras gehört heute ein in der alten türkischen Markthalle sehr wirkungsvoll untergebrachtes Museum, in dem die Zeugnisse der hethitischen Kultur sich den Augen darbieten: Plastiken, Steinreliefs, Kleinkunstwerke in Metall. Das Verdienst, daß diese verschüttete Kultur wieder in unsere Vorstellung vom Werden der menschlichen Kultur eingefügt ist, gebührt Herrn Bittel.

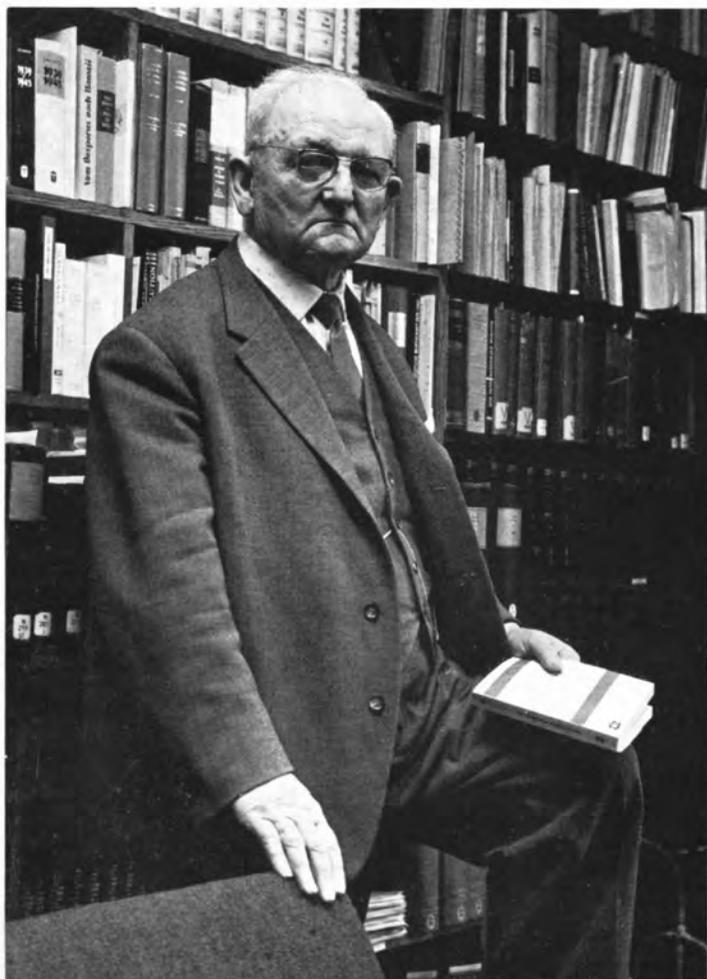
Es sprechen also zu Ihnen nacheinander unsere Mitglieder Bute-
mandt, Rothfels und Bittel.

Leider ist Frau Marie Luise v. Kaschnitz von der Operation, zu der ein Beinleiden sie zwang, noch nicht wieder so genesen, daß sie – wie in Aussicht genommen – die drei Römischen Gedichte, die sie uns zusagte, selbst zu Gehör bringen kann.

Herr Wolfgang Schadewaldt hat es übernommen, die Verse zu verlesen.

GERHARD RITTER

6. 4. 1888 – 1. 7. 1967



Joseph and Clara



Prof. Gerhard Ritter (1944)

Steinzeichnung von Erwin Heinrich, Donaueschingen
Foto: Photo Stuber Freiburg im Breisgau Bertoldstraße 5

Gedenkworte für

GERHARD RITTER

von

Hans Rothfels

Als wir vor einem Jahr zur Jubiläumstagung des Ordenskapitels in Berlin zusammenkamen, saß Gerhard Ritter in gewohnter Vitalität unter uns, diskussionsfreudig und oft das Gespräch beherrschend, wie wir ihn seit langem kannten, von der Genußtuung beflügelt und gern davon erzählend, daß er sein opus magnum, betitelt »Staatskunst und Kriegshandwerk«, trotz des immer massenhafter werdenden Stoffes mit einem vierten, bis November 1918 reichenden Bande zu Ende geführt habe. Es fehlten nur noch zwei mehr essayartige Abschnitte, die unter der gleichen Fragestellung die Weimarer und die NS-Zeit behandeln sollten, eine Thematik, die aber schon von Ritter in früheren Arbeiten erörtert worden ist. Er plante noch für den Historikertag im vorigen Oktober einen Vortrag, der über erstaunliche Funde in den ihm zugänglich gemachten Akten des englischen Kabinetts berichten sollte – und anderes mehr.

Da nahm am 1. Juli der Tod ihm die Feder aus der Hand. Der vierte Band aber war in der Tat im wesentlichen vollendet, er ist von der Tochter mit Hilfe einiger Schüler des Vaters zur Veröffentlichung gebracht worden und konnte am 6. April dieses Jahres, dem Tag, an dem Gerhard Ritter 80 Jahre alt geworden wäre, erscheinen.

Damit hat ein wissenschaftliches Lebenswerk seine Abrundung erfahren, das durch Fülle, Intensität und Spannweite seinem Autor einen Ehrenplatz in der Geschichte der Geschichtsschreibung sichert. Unter den Fachgenossen seiner Generation und auf dem Gebiet der Neueren Geschichte repräsentiert Gerhard Ritter vor allem den Gelehrtentypus, den Forscher von unablenkbarer Arbeitsenergie, von bohrendem Fleiß und jenem unstillbaren Durst nach der frischsprudelnden Quelle, den Voltaire die Berufskrankheit des Historikers, seine »Hydropsie« genannt hat. Je mehr man ihn stillt, um so stärker wird er. So hat Ritter nicht nur wenig behandelte Gebiete quellenmäßig erschlossen, etwa in seinen Studien zur Spätscholastik aus den zwanziger Jahren, die der Vorbereitung der von ihm begonnenen und in einem ersten Band bis 1508 geführten Heidelberger Universitätsgeschichte dienten. Er konnte auch auf einem so weithin beackerten Felde, wie dem der preussischen Reformzeit, die Quellengrundlage in einem Maße verbreitern, daß allein schon dadurch seine Biographie des Freiherrn vom Stein die des Vorgängers Max Lehmann weit übertrifft. Ähnliches wäre von der vorbildhaften Akribie der Neuausgabe von Bismarcks »Erinnerungen und Gedanken« in der Urform und von der kritischen Unterbauung der von Ritter als erstem bewirkten Edition des Schlieffenplanes oder von der ungewöhnlichen Bereicherung des Materials zu sagen, auf

dem die Goerdeler-Biographie im Rahmen der Geschichte der Widerstandsbewegung sowie das schon genannte Hauptwerk der letzten anderthalb Jahrzehnte beruhen. Zugleich aber ist Gerhard Ritter – politischer Historiker, der er in eminentem Maße war, – auch ein Erzähler von hohen Graden gewesen, was unter den Fachgenossen in unseren Tagen eine keineswegs mehr so selbstverständliche Qualität darstellt, wie das früher wohl galt. Mit sehr bewußter Zuspitzung hat er in dem großen Forschungsbericht über »Leistungen, Probleme und Aufgaben der Internationalen Geschichtsschreibung«, den er 1955 für den Historikerkongreß in Rom zu erstatten hatte, geschrieben: »Die klassische Form der politischen Geschichte wird . . . immer die Erzählung, nicht die Analyse bleiben.«

An dieser wie an vielen andern Stellen, zuletzt noch in dem Vortrag »Wissenschaftliche Historie einst und jetzt«, den er uns auf der Zusammenkunft in Baden-Baden 1965 hielt, setzte sich Gerhard Ritter von allem ab, was nicht aus erster Hand geschöpft ist, von »gequälten Synthesen« als »unnütz aufgewirbeltem Staub«, zugleich auch von der »Staatsfremdheit« gewisser neuerer Schulen, etwa der französischen Annales, von der Schwerpunktsverlagerung auf sozialgeschichtliche Analyse und Strukturforschung. Dabei verkannte er keineswegs den heuristischen Wert soziologischer Fragestellungen, wie es überhaupt ein Mißverständnis wäre, in ihm nur den erforschenden und erzählenden Gestalter großer Stoffmassen, einen Historiker der bloßen Faktizität, zu sehen. Die Schwerpunkte seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit ergaben sich nicht aus der Erkenntnis von Lücken, die es auszufüllen galt, nicht aus einem horror vacui, sondern aus immer wiederholter Konfrontation mit einer für ihn »lebendigen Vergangenheit«, aus dem Bedürfnis nach tieferer Einsicht in die Kompliziertheiten, die

Problematik, aber auch die fortwirkenden Kräfte der Tradition, die im deutschen Fall sich so wenig gradlinig entwickelt hatten, aus der Überzeugung, daß »Geschichte als Bildungsmacht« und der Historiker als ihr verantwortlicher Interpret mitzuwirken haben am politischen Selbstverständnis der Nation.

Einen ersten solchen Schwerpunkt, sachlich noch nah verbunden mit den Studien zur Spätscholastik, bildete die Geschichte des deutschen Humanismus mit seiner starken religiösen Bedingtheit und vor allem dann die Reformation mit ihrer Hauptfigur Martin Luther. Indem Gerhard Ritter in seinem – wiederholt neu aufgelegten – Buch von 1925 den Reformator abhob von dem harmonisierenden Bild, das der Kulturprotestantismus entworfen hatte, stellte er mit Luthers radikaler Kritik an aller menschlichen Selbstgerechtigkeit sein »paradoxes« Dennoch des Glaubens in eine politische Dimension, bei der es darum ging, die Spannung zwischen sittlichem Ideal und nüchterner Wirklichkeit auszuhalten – im Vertrauen auf eine von Gott gesetzte Aufgabe. Gerhard Ritter hat wiederholt, so auf dem Warschauer Internationalen Kongreß von 1933, auszuführen sich bemüht, was die verschiedenen religiösen Bewegungen des Reformationszeitalters für die Ausprägung der europäischen Nationalitäten bedeutet haben, und er hat 1941 in der Propyläen-Weltgeschichte, sowie nochmals in erweiterter Fassung 1950, dem 16. Jahrhundert eine Gesamtdarstellung gewidmet, wobei im Ringen politischer und religiöser Kräfte sich ihm der Beginn der Neuzeit in bezeichnender Weise aus der Ausformung einer Vielgestalt von Nationalgeistern ergab.

Damit ist ein zweiter sachlicher Schwerpunkt berührt, um den Gerhard Ritters Lebenswerk kreist: die Entwicklung zum Nationalstaat, insbesondere als Problem einer auf Deutschland bezogenen Forschung, gewiß auch mit wertvollen vergleichen-

den Ausblicken hinüber zur französischen und englischen Geschichte, aber vor allem doch getragen von der Bemühung um die Erkenntnis des Bodens, auf dem er selbst als Historiker stand. Wie er mit Arbeiten zu Bismarcks deutscher Politik und der durch sie bewirkten Auseinandersetzung im konservativen Lager begonnen hatte, so ist Gerhard Ritter über Friedrich den Großen und den Freiherrn vom Stein in Einzelstudien wie im zweiten Band seines abschließenden Werkes zur Figur des Reichsgründers zurückgekehrt, an dem, wie er 1946 wohl einmal schrieb, »sich die Geister scheiden«. Das war gemeint sowohl als Frontstellung gegen die klischeehafte Überhöhung, die im alldeutschen Lager üblich geworden war, aber auch der Geschichtsschreibung nicht fremd blieb, wie gegen ein Bismarckbild, das bei aller berechtigten Kritik an Fehlleistungen der Innenpolitik das Grundsätzliche und Vorbildliche einer Staatsführung übersah, die den Versuchungen der Macht widerstand und ihren Gebrauch vornehmlich im Ziel einer internationalen und einer sozialen Friedensordnung gerechtfertigt sah. Hier lag für Ritter das Verbindende zum Lutherschen Geisteserbe und zur friderizianisch pflichtgebundenen Nüchternheit. Auch sein mit so großer Sympathie entworfenes und durchgeführtes Porträt des Freiherrn vom Stein nimmt bewußt Abstand von jener idealistischen Übersteigerung, die im Kampf gegen Napoleon einen Kreuzzug des guten gegen das böse Prinzip zu sehen geneigt war. Man erkennt unschwer den Niederschlag der realistischen Erfahrungen des Frontsoldaten aus dem 1. Weltkrieg. Mit Berufung darauf und auf eine bestimmte Generationenlage hat Gerhard Ritter in einer Besprechung von Siegfried Kaehlers Buch über Wilhelm von Humboldt zu der dort vollzogenen »Entgötterung der politischen Ideengeschichte« sich auch seinerseits bekannt.

Es lagen in dieser Geschichtsauffassung, ihrem, wenn man so sagen darf, protestantischen und preußischen Grundmetall, starke Abwehrkräfte bereit gegen jede Versuchung, die in den außenpolitischen Anfangserfolgen des Hitlerregime liegen mochte. Ich erinnere mich über dreieinhalb Jahrzehnte hin sehr deutlich einer Unterredung auf dem Wrawel in Krakau im Herbst 1933, bei der Gerhard Ritter sich in düsteren und wie sich zeigen sollte, nur zu berechtigten Prognosen erging. Von jeher war er mißtrauisch gegen alle Massenemotionen gewesen, ja im Grunde gegen alles was von Rousseaus *volonté générale* herkam, in der er die Wurzel des politischen Totalitarismus zu erkennen glaubte. Wie er persönlich zu der seit 1933 sich entfaltenden Dämonie stand, ist in Briefen ausgiebig bezeugt, etwa in denen an seinen in so schmähhlicher Weise angegriffenen Lehrer Hermann Oncken. Einige Bücher, die er während des Dritten Reiches veröffentlichte, sein *Friedrich der Große von 1936* und »*Machtstaat und Utopie*« sind Zeugnisse dessen, was man damals indirektes Schießverfahren nannte, und konnten von Wissenden durchaus so verstanden werden. Freilich erst die 1947 umgearbeitete Auflage des zweitgenannten Buches, die unter dem Titel »*Die Dämonie der Macht*« erschien, stellte den Angriff auf ein verbrecherisches Regime in aller Klarheit heraus. Zu offenem Zusammenstoß mit der Partei kam es indessen schon 1938 auf dem internationalen Historikertag in Zürich, wo Ritter gegen den Vortrag eines Kollegen auftrat, der Luther als völkischen Helden vorgestellt hatte. Seine Suspension vom Amt ist schon damals erwogen worden, wurde aber noch abgewehrt und nur ein zeitweiliges Ausreise- und Kongreßverbot über ihn verhängt. Aber am 2. November 1944 wurde er dann als Mitglied der Bekennenden Kirche und eines Freiburger Kreises, der Goerdeler nahe-

stand und diesen mit Denkschriften zu verfassungspolitischen und kulturpolitischen Fragen unterstützt hatte, verhaftet. Im Gestapo-Gefängnis hat er die erstaunliche Leistung vollbracht, sich an der Hand einer Dünndruckausgabe der Werke Machiavellis in die Gedankenwelt des Florentiners so zu vertiefen, daß ihm bei der Befreiung am 25. April 1945 das Aussprechen des Neudurchdachten auf den Nägeln brannte. Es gibt dazu ein bewegendes Zeugnis der Frau von Bredow, die ihn am ersten Tag der Absetzung nach Westen in Potsdam sah.

Damit ist der dritte Problembereich bezeichnet, um dessen Erhellung sich Gerhard Ritter nach Kriegsende besonders bemüht hat. Bezeichnend sind schon die Buch- und Aufsatztitel dieser Jahre: »Politische Ethik« 1946 und »Vom sittlichen Problem der Macht« 1948. In einer Studie über die geschichtliche Eigenart des deutschen Staatsdenkens wird die Linie dieser kritischen Besinnung weitergeführt, sie mündet unmittelbar in die Beschäftigung mit dem Problem des Militarismus, als eines Kernproblems der deutschen, aber auch der internationalen Geschichte, wie es Gerhard Ritter auf dem Bremer Historikertag darstellte, und in die vier Bände des schon genannten opus magnum »Staatskunst und Kriegshandwerk«. In seiner Auffassung des Militarismus ging Ritter zugegebenermaßen von einer engen Begriffsbestimmung aus, indem er alle sozialgeschichtlichen und sozialpsychologischen Momente bewußt beiseite ließ. Er konzentrierte sich auf zwei politische Merkmale: Die einseitige Bestimmung von Entschlüssen durch militärtechnische Überlegungen und das einseitige Überwiegen militanter Züge in der Grundhaltung eines Staatsmanns oder einer Nation. Von dieser Maßstabbildung ausgehend wurde der fatal einengende Einfluß des Schlieffenplans auf die Behandlung der Julikrise von 1914 erörtert und

in den beiden ersten Bänden des Hauptwerks die im wesentlichen positive Lösung der Antinomie für die altpreußische und Bismarcksche Epoche dargestellt. Im Kontrast dazu stehen die beiden letzten Bände im Zeichen des immer wiederholten tragischen Konfliktes. Man könnte fragen, ob es sich dabei nicht vielfach mehr um den zwischen guter und schlechter Politik als zwischen zwei grundsätzlich verschiedenen Geisteshaltungen handelte. Jedenfalls ist Gerhard Ritter als erstem in diesen Bänden eine allseitig und auf umfangreiches neues Material gegründete, eine tieferregende und ganz dichte politische Geschichte des ersten Weltkrieges gelungen. Er hat sie im wesentlichen ohne Polemik gegenüber abweichenden Meinungen vorgetragen, nur in den Anmerkungen findet sich eine freilich sehr einschneidende Kritik der methodischen Fehlgriffe und der tendenziösen Fehldeutungen des bekannten Fischerschen Buches »Griff nach der Weltmacht«. Ritter selbst enthielt sich seinerseits, etwa in seinem Bild Bethmann-Hollwegs, jeder Apologetik. Gerade was die Erlebnisgrundlage der eigenen Jugend- und Mannesjahre betraf, war er zur schmerzlichen Überprüfung des Bodens bereit, auf dem er stand, ohne doch deshalb im Prinzip die Maßstäbe einer bürgerlichen und nationalen Epoche aufzugeben. Auch in dem Goerdelerbuch wurden die Akzente so gesetzt, daß alles gesellschaftlich Progressive und Übernationale am Rande verblieb, wie das etwa bei der Beurteilung des Kreisauer Kreises oder des Falles Oster in auffallender Weise in Erscheinung tritt.

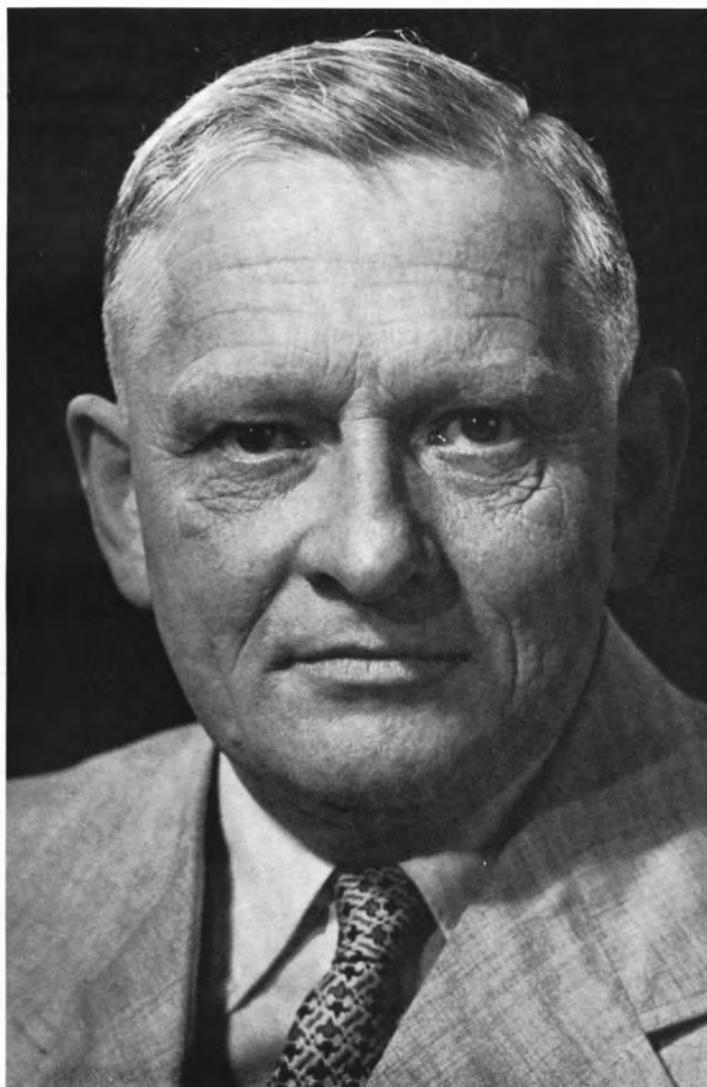
Nur in Stichworten sei schließlich noch die Rolle Gerhard Ritters als Herausgeber des »Archivs für Reformationsgeschichte« (seit 1938) und zweier geschichtlicher Unterrichtswerke erwähnt, ferner seine Lehrtätigkeit, die durch mehr als dreißig Jahre am Oberrhein Generationen von Geschichtslehrern er-

zogen hat und für die seine Schüler auf akademischen Lehrstühlen Zeugnis ablegen, sein Eingreifen in die Diskussion um Universitätsreform und Gemeinschaftskunde, die ihm verdankte Wiederaufrichtung des deutschen Historikerverbandes nach der Zeit tiefer Depravierung, sein energischer Einsatz als Vorsitzender des Verbandes und als gewählter Vertreter im Internationalen Büro. Einer überaus vielfältigen Tätigkeit am Schreibtisch, auf dem Katheder und im öffentlichen Leben war Gerhard Ritter mit Hingabe zugewandt, gewiß nicht ohne Ehrgeiz und Geltungswillen, ohne die, wie er einmal schrieb, »noch nie ein großes Manneswerk gelungen ist.« Seines war in seiner Art ein großes Manneswerk.¹

¹ Vgl. auch den unmittelbar nach Gerhard Ritters Tod vom Ordenskanzler verfaßten Nachruf, den die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« am 7. Juli 1967 unter der Überschrift: »Endgestalt einer Epoche« auf S. 32 abdruckte.

RICHARD KUHN

3.12.1900 – 31.7.1967



Nicholas Kristof

Gedenkworte für

RICHARD KUHN

von

Adolf Butenandt

Am 31. Juli 1967 hat Richard Kuhn, einer der ganz großen und in ihrer Art einmaligen Chemiker dieses Jahrhunderts, die Augen für immer geschlossen.

An zwei Bilder muß ich vornehmlich denken, wenn ich mich der Erinnerung an den Weggefährten aus langen Jahren gemeinsamer Bemühungen um Forschung und Wissenschaft hingebe:

Das erste Bild: Im Juni 1961 – also 6 Jahre vor seinem Tode – hielt Richard Kuhn – damals Vizepräsident der Max-Planck-Gesellschaft – den wissenschaftlichen Festvortrag aus Anlaß des 50jährigen Jubiläums der Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft in Berlin. Er wählte einen Experimentalvortrag, in dem er einen Überblick über die Entwicklung chemischer Forschung während dieser 50 Jahre gab. Niemand, der diesen Vortrag

hörte, wird ihn und das durch Vortrag und Experiment vermittelte Bild des Vortragenden vergessen können. Richard Kuhn war der geborene Lehrer, ein Meister der klaren Formulierung und der geschliffenen Sprache; man vermochte sich dem Zauber seiner Rede nie zu entziehen, sie war Ausdruck seiner Persönlichkeit. In jenem Berliner Vortrag wurden seine außerordentliche Gedächtnisleistung und seine kombinatorische Phantasie ebenso augenscheinlich wie seine meisterhafte Kunst zu experimentieren. Einprägsamer ist mir die Gestalt dieses großen Geistes nie erschienen.

Die andere Erinnerung führt mich an sein Krankenlager kurz vor seinem Tode. Zwei volle Jahre hat der erst 65jährige in dem Bewußtsein des baldigen unausweichlichen Abschieds von dieser Erde gelebt und – soweit seine Kräfte es überhaupt gestatteten – jeden dieser Tage bewußt gestaltet. In unseren Gesprächen während dieser Zeit galt seine ganze Sorge der Zukunft seines Instituts, dem Wohle seiner Mitarbeiter, der Sicherung seiner und ihrer Arbeiten. Wenn er von seinen wissenschaftlichen Ideen, von den Zielsetzungen dieser Arbeiten sprach, begeisterte er sich in einer Weise, die alle seine schwächer werdenden Kräfte voll entfachte, seine Augen leuchten und die Stimme so hell wie in alten Zeiten werden ließ. In diesen Monaten der Krankheit wuchs er – so ist es mir erschienen – über sich selbst hinaus.

Richard Kuhn wurde am 3. Dezember 1900 in Wien geboren. Sein Vater, Hofrat Richard Clemens Kuhn, war Wasserbau-Ingenieur und arbeitete an bedeutenden Projekten im Dienste der Österreichischen Regierung. Die Mutter war Volksschullehrerin, die ihren Beruf auch nach der Geburt ihrer beiden Kinder, Richard und seiner um ein Jahr älteren Schwester,

nicht aufgab und die ganze Schulausbildung ihres Sohnes bis zu dessen Eintritt in das Gymnasium selbst in die Hand nahm. Richard Kuhn war ein früh Vollendeter; seine Genialität offenbarte sich schon während des Studiums in Wien und München. Erst 22 Jahre alt, wurde er als Schüler Richard Willstätters an der Universität München promoviert, mit 25 Jahren dort habilitiert, ein Jahr darauf als ordentlicher Professor an die Eidgenössische Technische Hochschule nach Zürich berufen. Dort heiratete er Daisy Hartmann; der glücklichen Ehe entstammen zwei Söhne und vier Töchter.

Schon mit 29 Jahren fand Kuhn seine eigentliche wissenschaftliche Heimat in der Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft, als er der Berufung zum Direktor am Kaiser-Wilhelm-Institut für medizinische Forschung folgte, das nach den Plänen des großen Heidelberger Arztes Ludolf v. Krehl in Heidelberg errichtet wurde. Diesem Institut blieb Richard Kuhn treu; an dessen Gestaltung nahm er großen und höchst verdienstvollen Anteil, durch seine Arbeiten und grundlegenden Entdeckungen gewann dieses Institut höchsten Rang.

Richard Kuhns wissenschaftliche Arbeit – in etwa 700 Originalmitteilungen niedergelegt – ist durch eine außerordentliche Vielseitigkeit seiner Themen gekennzeichnet. Seine Promotions- und Habilitationsarbeit sind der Charakterisierung von Enzymen gewidmet, sie stehen als Teil der von Richard Willstätter begründeten neuen Forschungsrichtung am Anfang einer Entwicklung, die bis heute die Biochemie beherrscht. Enzyme oder Fermente sind Katalysatoren der lebenden Zelle; sie bestimmen den Ablauf aller das Leben kennzeichnenden chemischen Reaktionen nach Richtung und Geschwindigkeit. Die Reindarstellung der Enzyme, ihre Isolierung aus der Zelle, die Aufklärung ihrer chemischen Konstitution und ihrer Wir-

kungsweise, ihre Synthese in der Zelle auf Grund der in den Erbfaktoren enthaltenen Information, Regelung und Störung der enzymatischen Aktivität sind die zentralen Themen der heutigen Biochemie, die mit den Arbeiten Willstätters und seines Schülers Richard Kuhn über zuckerspaltende Enzyme ihren Anfang nahm.

Doch zunächst bemerken wir in den von Richard Kuhn bearbeiteten Themen scheinbar eine Zäsur. Mit dem Habilitationsvortrag (1925 in München) über »Die Stellung der Theorie in der Organischen Chemie« ist schon die Arbeitsrichtung der nächsten Jahre angesprochen, die offenbar weit von der Biochemie fortführte. Grundlegende Untersuchungen über den räumlichen Bau von Kohlenstoff-Verbindungen führen ihn zur Entdeckung einer neuen, auf gehemmte innere Beweglichkeit (»Drehung«) der Kohlenstoffatome zurückzuführende Ursache für eine Asymmetrie im Bau der Moleküle. Asymmetrische Moleküle sind bekanntlich mit ihrem Spiegelbild nicht zur Deckung zu bringen, sie existieren somit in zwei isomeren Formen. Die neu entdeckten, auf eine Einschränkung der freien Drehbarkeit beruhenden Isomeren werden als »Atropisomere« in die Literatur eingeführt (tropeo = ich drehe; atrop = undrehbar). Diese und andere Untersuchungen dienen dem Ausbau der van't Hoff'schen Lehre von der Tetraedernatur der Kohlenstoffverbindungen als Grundprinzip für die räumliche Lagerung der Atome in organischen Molekülen.

Dann führen Untersuchungen über Konstitution und Farbe zur Synthese von farbigen Kohlenwasserstoffen, die durch eine Häufung von konjugierten Kohlenstoff-Doppelbindungen gekennzeichnet sind, den »Polyenen«. Diese Arbeiten führen überraschend zu einer folgenreichen, nicht erwarteten Erkenntnis: Die in ihrem Bau bis dahin unbekanntes gelben und

roten Farbstoffe der Karotte und Tomate und vieler anderer Pflanzen, auch die rote Farbe gekochter Krebse und Hummer, erweisen sich als Glieder dieser gerade künstlich-synthetisch erschlossenen Stoffklasse, von deren Vorkommen in der Natur man vorher nichts geahnt hatte. Man nennt diese Naturfarbstoffe »Carotinoide« nach dem gelben Carotin aus der Karotte; sie sind Polyene. Diese Brücke von theoretisch interessanten, künstlich hergestellten Substanzen zu Naturfarbstoffen bisher unerkannter Konstitution, führte als weitere noch größere Überraschung zu einem äußerst erfolgreichen Vorstoß in das Gebiet der Vitamine. Damit kam Richard Kuhn nach dem Umweg über theoretische Studien, die einen hohen Erkenntniswert in sich selbst tragen, ohne es zunächst geplant zu haben (wer hätte es planen können?), zur Biochemie zurück.

Um die gleiche Zeit, da der Polyencharakter der natürlichen Carotinoid-Farbstoffe erkennbar wurde, entdeckte H. v. Euler in Stockholm, daß auch das Vitamin A ein Polyen sei und daß Carotin, der Farbstoff der Karotte, Vitamin A im Tierversuch zu ersetzen vermochte. Richard Kuhn hat dann diese aufregende Beziehung im einzelnen aufgeklärt: Vitamin A erwies sich als hälftiges Spaltprodukt des Carotins; Carotin wurde als Vorstufe des Vitamins, als sogenanntes »Provitamin« erkannt, das in vivo durch einen hydrolytischen Prozeß in das lebensnotwendige, für Wachstum und für normale Sehfunktion unentbehrliche, Vitamin A übergeht. Wir betreten mit dieser Entdeckung den Zeitraum, in dem Vitamine und Hormone das Interesse der Biochemiker vornehmlich beanspruchen, und Richard Kuhn vollführt nun mit seinen Schülern einen wahren Siegeszug durch das Reich der damals in ihrem chemischen Charakter noch unbekanntem Vitamine. Der wasserlösliche gelbe Farbstoff der Milch, das Lactoflavin, wird isoliert und als

Vitamin B₂ erkannt. Er öffnet den Weg in die Gruppe der wasserlöslichen B-Vitamine: Das Vitamin B₂ wird aus Hefe isoliert, es folgen Pantothen-Säure und Vitamin H', die in ihrem Bau geklärt und im Laboratorium synthetisiert wurden. Doch ist die Kenntnis vom stofflichen Wesen der für das gesunde Leben von Tier und Mensch unentbehrlichen, in kleinsten Mengen notwendigen Vitamine, deren künstliche Herstellung und ihre Einführung in den Arzneischatz unserer Tage als natürliche Heilmittel, nicht die einzige Frucht dieser genialen Studien:

Im Zusammenhang mit Arbeiten von Otto Warburg und Hugo Theorell über Fermente der Atmung, der biologischen Oxydation, wurde gefunden, daß das Lactoflavin (Vitamin B₂) ein Teil des an der biologischen Oxydation, der Atmungskette, beteiligten Warburg'schen gelben Atmungsfermentes ist. Durch Vereinigung von künstlich hergestellter Lactoflavin-Phosphorsäure mit dem Eiweißträger des gelben Fermentes aus Hefe gelingt es 1935/36 im Heidelberger Institut, das gelbe Atmungsferment Otto Warburgs künstlich herzustellen. Damit war die erste Teilsynthese eines Enzyms gelungen, damit war die Rolle vieler Vitamine als Wirkgruppen von Biokatalysatoren erkannt. Das war wiederum ein Brückenschlag von hohem Erkenntniswert; er vermittelt die ersten Vorstellungen vom Wirkungsmechanismus der oligodynamischen Wirkstoffe.

Ihm folgte sehr bald ein weiterer: Von den nunmehr chemisch bekannten Vitaminen wurden im Laboratorium Analoga synthetisiert, das heißt Stoffe aufgebaut, die den natürlichen Vitaminen sehr ähnlich, aber mit ihnen nicht ganz identisch sind. Manche dieser Laboratoriumsprodukte zeigten noch eine schwache Vitaminwirkung, andere waren unwirksam. Einige Analoga aber erwiesen sich (vor allem im Bakterienwachstums-

Versuch) als Antagonisten gegenüber den natürlichen Vitaminen, sie löschten gewissermaßen die Wirkung vorhandener Vitamine aus: sie waren »Antivitamine«.

Wie kann man diese ihre Wirkung verstehen? Wir haben gehört, daß natürliche B-Vitamine zur Entfaltung ihrer biologischen Aktivität eine Bindung an spezifische Eiweißstoffe, sogenannte Enzymproteine, benötigen. Antivitamine sind in ihrem Bau den Vitaminen nicht ähnlich genug, um deren biologische Wirkung übernehmen zu können, aber doch ähnlich genug, um den Wirkungsort der Vitamine an ihren spezifischen Eiweißstoffen einnehmen zu können. Antivitamine setzen sich an den Wirkungsort, blockieren ihn und verdrängen die natürlichen Wirkstoffe vom Ort ihrer Tätigkeit. So inaktivieren die Antivitamine die Vitamine auf Grund einer Konkurrenz um den Bindungsort in der Zelle!

Zu dieser wichtigen Konzeption, die während des letzten Krieges zugleich und unabhängig in angelsächsischen Arbeiten veröffentlicht wurde, hat Richard Kuhn entscheidende Pionierarbeit geleistet. Die Entdeckung von Antivitaminen und die Deutung ihres molekularen Wirkungsmechanismus erlaubte es erstmalig, die bacteriostatische – das Wachstum von Bakterien hemmende – Wirkung der von Gerhard Domagk zur erfolgreichen Bekämpfung von Infektionskrankheiten eingesetzten sogenannten »Sulfonamide« zu verstehen; sie bildete die Grundlage für die systematische Entwicklung neuer chemotherapeutisch verwendeter Arzneimittel. Das Prinzip ihrer Wirkung gilt – wie wir heute wissen – für nahezu alle seither aufgefundenen Antibiotika.

Nachdem diese Untersuchungen über Vitamine und Antivitamine in ihren großen Umrissen abgeschlossen waren – dem mit dem Gebiet Vertrauten erscheinen sie wie ein geniales

Werk der bildenden Kunst, an dem der Meister in späteren Jahren noch die eine oder andere Ergänzung oder Korrektur vornahm –, wendet sich Richard Kuhns Interesse vorübergehend wieder bevorzugt theoretischen Themen zu. Synthesen von Stoffen mit maximal gehäuften Kohlenstoff-Doppelbindungen, sogenannten »Kumulenen«, knüpfen an Jugendarbeiten an. Sie führen unter anderem zur Entdeckung saurer, farbloser Kohlenwasserstoffe, die mit Basen tieffarbige Salze bilden. Wie sehr entzückten diese Farbspiele das Berliner Auditorium, von dem wir eingangs sprachen! Einer der Teilnehmer sagte mir nach jenem Experimentalvortrag, der Wettstreit des Leuchtens in den Augen des Vortragenden und Experimentators mit dem leuchtenden Farbspiel in seinen Reagenzgläsern sei für ihn zum unvergeßlichen Eindruck des Vortrages geworden.

Im Leben Richard Kuhns hat es zwei Perioden größter schöpferischer Aktivität gegeben; die eine beginnt mit den 30er, die andere in der Mitte der 50er Jahre des Jahrhunderts und seines Lebens.

In dieser zweiten Periode öffnet Richard Kuhn wieder ein neues Arbeitsgebiet mit der Untersuchung der chemischen Grundlagen der natürlichen Resistenz, der Widerstandsfähigkeit der Lebewesen gegen Einwirkungen der Umwelt. Warum sind manche Kartoffelsorten resistent gegen den Befall mit dem Kartoffelkäfer? Welche Faktoren der Frauenmilch, die in der Kuhmilch fehlen, verleihen dem Säugling die Widerstandsfähigkeit gegen Infektionen?

Die Experimente zur Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen führen zur Entdeckung neuer Naturstoffe, vornehmlich aus der Klasse höhermolekularer Zucker, Kohlenhydrate. Auf der Fähigkeit zur Biosynthese einer »Demissin« genannten

Substanz beruht die Resistenz mancher Solanum-Arten gegen den Befall mit dem Kartoffelkäfer. In der Frauenmilch und im Gehirn werden zahlreiche neue höhermolekulare Zucker entdeckt; die Ermittlung ihrer chemischen Konstitution ist eines der großen Meisterwerke der organischen Chemie des letzten Jahrzehnts. Sie bildet wiederum die Grundlage für eine große Entdeckung: Einige der neu gewonnenen Zucker (die sogenannten lactaminsäurehaltigen Oligosaccharide) sind durch Influenza-Virus und durch Enzym aus Cholera-Vibrionen spaltbar, das heißt in ihre niedermolekularen Komponenten zerlegbar. Lactaminyoligosaccharide werden als Receptoren für das Influenza-Virus, dem Erreger dieser Krankheit, erkannt. Damit wird die schützende Wirkung von Muttermilch durch die Anwesenheit dieser spezifischen Zucker einwandfrei erklärt. Nun wird folgerichtig die These entwickelt, daß alle diejenigen lebenden Zellen gegen Influenza-Virus resistent sind, welche an ihrer Oberfläche *keine* solchen als Receptor für den Erreger fungierenden Oligosaccharide ausbilden können!

Wir brechen hier ab, denn wir nähern uns dem Zeitpunkt, an dem das Schicksal eingriff und die Fortführung der aus dieser These erwachsenden Experimente durch die Hand des Meisters untersagte.

Richard Kuhn hat uns noch einen Reichtum von Ideen hinterlassen, die der experimentellen Prüfung zugänglich sind und unsere Kenntnisse erweitern können. Nur auf ihren Wahrheitsgehalt durch Experiment und Erfahrung prüfbare Ideen hielt er für fruchtbar; jedes »Spintisieren« war ihm als echtem Naturforscher fremd und nutzlos. Richard Kuhn hat viele Studenten zu seinen Schülern herangebildet, für die Wissen-

schaft begeistert und für die Forschungsarbeit erzogen. In ihren Händen liegt ein reiches Erbe. »Die Beobachtungen verbessern, die Messungen verfeinern, die Schlußfolgerungen ständig überprüfen – erst dann werden die wissenschaftlichen Ergebnisse – zumeist namenlos – in den Besitz der Menschheit eingehen« – mit diesen Worten hat er seine Schüler zur wissenschaftlichen Produktivität, zu kritischer Selbstbeherrschung und zur Bescheidenheit erzogen.

Richard Kuhn war in seiner Größe bescheiden; im Schmuck seiner vielen hohen staatlichen Orden des In- und Auslandes habe ich ihn selten gesehen. Aber zu zwei Orden hat er sich mit Stolz bekannt: zum österreichischen Ehrenzeichen für Wissenschaft und Kunst und zu unserem Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste, dessen Vizekanzler er gewesen ist. Wir haben ihm viel zu danken.

Bei der Verleihung des Goethe-Preises der Stadt Frankfurt im Jahre 1942 hat er das Wesen des Forschers – und damit sich selbst – gekennzeichnet. Wir ehren sein Andenken mit seinen eigenen Worten: »Was aber winkt dem Forscher als Lohn in seinem Kampf? Jeder Fortschritt führt zu neuen Fragestellungen, hinter denen sich weitere Geheimnisse des Lebens verbergen. Er sucht nicht nach der Antwort auf jene letzten Fragen, welche die Natur mit immer neuen Schleiern verhüllt. Er kämpft, weil er in sich die Berufung verspürt, kämpfen zu müssen. Und dabei winkt ihm jenes Glück, von dem Goethe gesagt hat, daß es das Schönste sei für den denkenden Menschen: Das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren.«

REDE VON
KURT BITTEL

KURT BITTEL

HETHITISCHER STAAT –
HETHITISCHE ARCHITEKTUR

Im 13. Jahrhundert v. Chr. redeten sich die Könige Ägyptens, Babyloniens und des Hattilandes in ihrer Korrespondenz, die uns in einer erheblichen Zahl von weitaus überwiegend in akkadischer Sprache geschriebenen Keilschriftbriefen erhalten ist, mit »mein Bruder« an. In den Verträgen, die zwischen diesen Mächten abgeschlossen worden sind und von denen ebenfalls unmittelbare Zeugnisse vorliegen, wird das Verhältnis, das aus einem solchen Vertrage für alle Ewigkeit zwischen den Kontrahenten, ihren legitimen Nachfahren und ihren Ländern bestehen soll, als *ahūtu*, als »Bruderschaft« bezeichnet. Eifersüchtig wachte man über der Wahrung dieser Regel. Als zum Beispiel dem assyrischen König Adadnirari I. einige Gebietserweiterungen vom Tigrisbecken aus westwärts auf Kosten des hethitischen Reiches gelungen waren, die seine

außenpolitischen Ansprüche entsprechend steigerten und die er dem hethitischen Hofe gegenüber anmeldete, antwortete ihm der hethitische König in einem Briefe: »Warum sollte ich Dir wegen ›Bruderschaft‹ schreiben. Wie mein Vater und meines Vaters Vater dem Könige des Landes Assur von ›Bruderschaft‹ nicht zu schreiben pflegten, so sollst auch Du mir davon und vom Großkönigtum nicht schreiben! Das ist mein Wille!« »Bruderschaft und Großkönigtum«, so hörten wir, erscheinen in diesem Briefe nebeneinander. Das eine bedingte mitunter, aber nicht ausschließlich, das andere. Die Zubilligung des Titels »Großkönig« (Lugal-Gal) aber besagte, daß Herrscher dieser Stellung vom hethitischen Hofe als »gleichstehend« und »gleichberechtigt« anerkannt worden sind. Von etwa 1350 v. Chr. an bildeten der Hethitische Staat, das pharaonische Ägypten und das kassitische Babylon *die* Großmächte ihrer Zeit – man könnte, um einen modernen Begriff anzuwenden, sagen: die großen Drei, welche die Geschicke der zivilisierten Alten Welt, die damals im wesentlichen Vorderasien umfaßte, bestimmten. Das bedeutet nicht, daß diese drei Großmächte von Anfang ihrer gegenseitigen Berührung an in voller Übereinstimmung gestanden hätten. Durch Bestrebungen, die gegenseitigen Interessen- und Machtsphären abzugrenzen und einzudämmen, oft durch starke Spannungen und Konflikte, die Phasen, welche wir heute »Kalter Krieg« nennen würden, aufweisen, auch durch wirkliche Zusammenstöße im Felde ist erst im Laufe einer längeren Entwicklung schließlich ein Zustand erreicht worden, der zur »Bruderschaft« zwischen diesen Großstaaten und zu einem Gleichgewicht der drei Großmächte geführt hat, das immerhin über stark ein halbes Jahrhundert einen von ihrem Willen bestimmten Frieden und eine gewisse Stabilität garantierte. Dem kam zustatten, daß die Zentren der

drei Großmächte räumlich weit voneinander getrennt waren – am Nil das eine, am mittleren sowie unteren Euphrat und Tigris das andere und im Herzen Kleinasiens das dritte – und daß zwischen ihnen, sie zugleich scheidend und verbindend, der damals politisch in kleine Einheiten zersplitterte syrische Raum lag, der erst als Schauplatz ihrer Rivalität und dann, das gilt besonders für das Verhältnis Ägypten – Hatti, endlich auch ihres Ausgleichs diene. Später mußte dann dem sehr expansiven, von willensstarken Herrschern gelenkten Assyrien wider Willen als Viertem die Stellung als gleichberechtigte Macht zuerkannt werden. Derselbe hethitische König, der einst noch so wegwerfend auf Assyriens Anspruch reagiert hatte, hat sich in seinen späteren Jahren in einem Briefe an den assyrischen König Salmanassar I. in bitteren Worten geäußert: »[Von Deinem Sieg] über Wašašatta und das Hurri-Land sprichst Du immer wieder. Mit der Waffe hast Du (ja) gesiegt. Auch mein [...] hast Du besiegt und bist Großkönig geworden. Was aber sprichst Du immer wieder von Bruderschaft?« Und dann fügt der hethitische König, vom in diesem Fall allein maßgeblichen staatsrechtlichen Begriff »Bruderschaft« voller Hohn auf den Begriff der Blutsverwandtschaft übergehend und damit seine Ablehnung nur noch schärfer bekräftigend, die Sätze bei: »Warum denn sollte ich Dir wegen Bruderschaft schreiben? Du und ich, sind wir etwa von *einer* Mutter geboren?« Noch etwas später heißt es dann ganz offiziell in einem Verträge zwischen dem hethitischen König Tuthalija IV. und einem syrischen Vasallen: »Die Könige, die mir gleichgestellt sind, der König von Ägypten, der König von Babylon, der König von Assyrien«. Aus dem Nachfolgenden geht hervor, daß der Ägypter und der Babylonier der hethitischen Majestät Freund sind. Dann aber heißt es wörtlich: »Wie der König von Assy-

rien (aber) meiner Majestät Feind ist, so soll er auch dir Feind sein!« Sie sehen, daß Anerkennung der Gleichberechtigung und Gleichstellung mit »Bruderschaft« nicht Hand in Hand gehen, daß das unter dem Zwang der Verhältnisse nolens volens Zuerkannte die andere, engere Bindung nicht mit einschloß.

Dieser Zustand eines relativen Gleichgewichtes der großen Mächte, der sich keineswegs nur auf das politische Gebiet beschränkte, sondern der bei den engen Beziehungen, wie sie der Austausch von Gesandtschaften, mehr noch die Verschwägerung zwischen den königlichen Häusern – Babylonien wiederholt mit Ägypten, der hethitische Hof mit Babylonien und mit Ägypten – mit sich brachten, auch zu kulturellem Austausch führte, führen mußte – dieser Zustand bildet einen Vorgang, der mit seiner Intensität in der Frühzeit sonst ohne Vergleich ist und eine nicht zu verkennende staatspolitische Reife bei den Partnern voraussetzt. Er fordert aber ebenso zu Vergleichen mit ähnlichen Erscheinungen in der jüngeren und neuesten Geschichte geradezu heraus, weshalb das Studium mit der Welt dieser vorchristlichen Jahrhunderte seine unbestreitbare Berechtigung hat und uns zu immer neuer Bemühung der Aufklärung anspornt.

Die »Großen Drei« – wenn wir zunächst einmal bei diesem bequemen Begriff bleiben, der uns jedoch nicht über Gebühr zu sehr naheliegenden Parallelen verleiten sollte, denn wo kannte die Geschichte über die Jahrtausende wirkliche Parallelen – diese »Großen Drei« nun waren sehr verschiedener Art. Ägypten, das Nilland mit seinem vorderasiatischen Vorfeld, war, was das Kerngebiet betrifft, in seiner inneren Struktur zweifellos das älteste, traditionsgebundenste Land mit einer langen Geschichte und einem Staate, dessen Gründung schon damals

auf nahezu anderthalb Jahrtausende zurückging, der freilich mindestens zwei tiefreichende Krisen, darunter die eine verbunden mit langer Fremdherrschaft, erlebt hatte, aber in seiner inneren Substanz und in seinem Selbstbewußtsein, namentlich auch in den Grundzügen seines Königtums, sich doch behauptete. Babylonien mit seiner Kultur und seiner hohen Zivilisation ungefähr gleich alt, stand zwar gerade damals unter der Herrschaft der landfremden Kassiten, die aus dem östlichen Hochland in das Tiefland der zwei Ströme hinunter gedrungen waren, sich aber doch der alten sumerisch-akkadischen Landeskultur vollkommen angeglichen hatten und bestrebt waren, es den früheren Herrschern gleichzutun. Wenn auch die Kunst Babyloniens in jenem Jahrhundert keine starken Impulse aufweist, erreicht dafür die Literatur eine neue, besondere Höhe des akkadischen Schrifttums und dokumentiert damit ihrerseits die Kraft der Tradition eines alten Kulturlandes, welche die politischen Fähigkeiten, zumal die außenpolitische Aktivität Babylons der Kaššu, die nicht hoch zu veranschlagen ist, bei weitem übertrifft. Im alten, großen Namen und im Nimbus, der sich mit ihm verband, lag zu allen Zeiten die Anziehungskraft Babyloniens. Ganz anders Hatti, der hethitische Staat, der zur Zeit, als er in die Reihe der Großmächte eintrat, eine Geschichte hinter sich hatte, die nicht nach Jahrtausenden, sondern nur nach einigen Jahrhunderten zählte und der, gemessen an den beiden anderen, von total anderer Struktur war, in sich ungleich und unausgeglichen, unberechenbar und oft aggressiv, daher in ihren Augen fremd, sogar unheimlich, ein Emporkömmling, der »Elende von Hatti«, wie Ramses II. den hethitischen Großkönig, damals sein Gegner im Felde, nannte, zwar damit einem Topos, der seit dem ägyptischen Alten Reich für fremde Fürsten und Stammeshäuptlinge nachweisbar ist,

folgend, aber in diesem Falle doch der eigentlichen Einschätzung nahekommend. Emporkömmlinge waren die Hethiter in der Tat. Was ihrem Hofe später selbst widerfuhr, nämlich daß er sich, wie wir gehört haben, genötigt sah, die gleichberechtigte Großmachtstellung des zu stärkster Aktivität erwachten Assyriens formal und de facto anzuerkennen, hatte er selbst rund hundert Jahre zuvor erreicht und damit überhaupt erst seinen Eintritt als Großmacht auf die politische Bühne vollzogen. Das war, als der hethitische König Šuppiluliuma I. in mehreren Anläufen vom zentralen Kleinasien aus in Obermesopotamien und Nordsyrien das Mitanni-Reich, das seine Hauptstadt etwa halbwegs zwischen Aleppo und Mosul hatte und das damals wie Ägypten und Babylon zu den Großmächten zählte, ausschaltete, dessen Territorium seinem Reiche einverleibte und nunmehr im Kreise der drei Großmächte die Stelle einnahm, die bisher Mitanni gebührt hatte. Aber anders als bei jenem Vorgang des 13. Jahrhunderts, der Assyrien emporführte, d. h. einen Staat, der in der Vergangenheit mehr als einmal seine Stellung auch außenpolitisch zur Geltung gebracht hatte, treten Hatti und der hethitische Staat zwar nicht als völliger Neuling, aber doch als eine Macht auf den Plan, der nach langem Bemühen unter zahlreichen Rückschlägen, die oft bis an die eigene Existenz gegangen waren, zum ersten Mal ein Platz an der Seite der großen alten Staaten und mit dem nördlichen und mittleren Syrien, ostwärts bis zum Euphrat, ja darüber hinaus, Länder zuteil wurden, die zur alten, klassischen Kulturwelt Vorderasiens zählten und den, der sie besaß und im eigentlichen Sinne zu besitzen verstand, auch im jenseits des Politischen liegenden Sinne gleichberechtigt machten. Das hat man von hethitischer Seite durchaus erkannt und entsprechend wahrgenommen: Halap, das heutige Aleppo, im Westen Nordsyriens, und Karke-

misch am Euphrat und damit weiter im Osten wurden zu Schwerpunkten, anvertraut Prinzen des königlichen Hauses als Vasallen, nicht nur hethitischer Dominanz, sondern als Mittler zwischen den neuen Herren und den südlichen Marken ihres Reiches mit ihrer – gemessen am kleinasiatischen Kernland – verfeinerten Zivilisation und ihrer Weltoffenheit, die einerseits durch die Euphratstraße nach Babylonien, andererseits mittels der großen alten, syrisch-plästinensischen Landroute nach Ägypten weist.

Es ist hier nicht möglich, länger auf die ältere hethitische Geschichte einzugehen. Einige wesentliche Grundzüge und Tatsachen mögen genügen. Sie ist bis zu den Geschehnissen, die wir bereits kurz kennengelernt haben, zwar keineswegs ausschließlich, aber doch im wesentlichen kleinasiatische Geschichte. Zu einer uns nicht bekannten Zeit, sicher aber vor rund 1800 v. Chr., vermutlich erheblich früher, wanderten die Hethiter aus nördlichen Regionen, wahrscheinlich aus Gegenden nördlich des Pontos kommend, in das Steppenland des inneren Kleinasien ein, setzten sich dort inmitten der einheimischen Bevölkerung fest, von der sie, die eine altwestindogermanische Sprache sprachen, sich grundlegend unterschieden, gewannen die Herrschaft in einer Stadt Neša, breiteten von dort aus ihre Machtposition konsequent und verhältnismäßig rasch aus, so daß schon um 1650 v. Chr. das Schwarze Meer im Norden und das Mittelmeer im Süden die Grenzen bildeten. Das ist ein Vorgang, der sich ähnlich und anderwärts mehr als einmal zugetragen hat, gerade auch in der jüngeren Geschichte Kleinasien. Was dieses Beispiel jedoch heraushebt, ist, daß es nicht bei einem peripheren Vorgang von relativ kurzer Dauer blieb, sondern daß die fremden Invasoren sich

sehr schnell in ihrer neuen Umgebung zurechtfinden, Kultur und Zivilisation der kleinasiatischen Vorbevölkerung sich nicht nur zu eigen machen, sondern vielmehr dank ihrer sich jetzt in der Bewährung erst erweisenden Fähigkeiten und Begabungen zur Höhe führten. Wesentlich ist dabei nicht, daß schon die ersten Könige, kaum daß ihre Position im anatolischen Hochland diesseits des Taurusgebirges einigermaßen konsolidiert und ihre neue Hauptstadt Hattuša, beim heutigen Boğazköy rd. 150 km Luftlinie östlich von Ankara, fixiert war, Städte und Gebiete in Nordsyrien an sich brachten, ja, daß der König Muršili I. Babylon einnehmen konnte, denn das alles erwies sich als von kurzer Dauer. Die Kräfte reichten zu so weitem Ausholen nicht, so daß fast alle Vorteile bald wieder verloren gingen. Von ungleich höherer und entscheidender Bedeutung ist es vielmehr gewesen, daß die Hethiter – und das unterscheidet sie grundlegend vom Wesen rein beutesuchender, robuster Scharen und wandernder Stämme – nach ihrer Einwanderung in Kleinasien die Keilschrift, und zwar in einem altbabylonischen Schrifttyp der Zeit vor spätestens 1700, übernommen, sich angeeignet und selbst verwendet haben. Das ist ein komplizierter, im einzelnen noch keineswegs geklärter Vorgang, der mit der Verpflichtung von fremden Schreibern, die des Akkadischen mächtig waren, wahrscheinlich aus einem der alten nordsyrischen Kulturzentren begonnen haben muß. Auf diese Weise öffnete sich dem hethischen Hof und dem, was wir geneigt sind »Hofgesellschaft« zu nennen, nicht nur das Formular akkadischen schriftlichen Verkehrs, nicht nur der Zugang zur alten sumerisch-babylonischen, unermesslich vielfältigen Literatur, die Hethiter wurden nicht nur gelehrige Schüler, sondern unter der Hand hethitischer Schreiber, im Diktat hethitischer Priester und Könige entstanden alsbald

Schriftwerke, die von eigenem Geist und von eigenem Gepräge sind, somit beweisen, daß die, die bisher reine Illiteraten gewesen waren, nunmehr das Medium gefunden hatten, ihre Begabung in dieser Richtung zu entwickeln und schließlich sich voll entfalten zu lassen. Was sich ihnen von außen bot, etwa Mythen, Vokabulare, Omina, Rituale, griffen sie in Auswahl auf und setzten es nach ihrer Weise fort, anderes schufen sie neu und setzten damit neue Maßstäbe. Erst dadurch werden sie auch für uns rückblickend zu einer Großmacht, nämlich zu einer geistigen Potenz bestimmter Prägung.

Der hethitische Staat, der Hof der Großkönige und die »Hofgesellschaft«, Begriffe also, die wir schon mehrfach zu verwenden hatten – wie nahmen sie sich aus und vor allem, was bedeuteten sie für das Ganze, für das hethitische Reich und für die Umwelt seiner Zeit? Die Quellen, die darüber erhalten geblieben sind – ich meine dabei schriftliche Quellen aus den bei den Ausgrabungen wiederentdeckten Archiven und Bibliotheken der hethitischen Hauptstadt, in mühsamer, bei weitem noch nicht abgeschlossener Kleinarbeit ediert und kommentiert – die Quellen sind zahlreich. Aber beim Versuch, sie in ihrem wahren Gehalte zu verstehen, stoßen wir uns an der Schwierigkeit, die oft komplizierte Ausdrucksweise und Formulierung ihrer Autoren aufzulösen, mehr noch aber daran, Begriffe jener fernen Zeit und Sprache in uns geläufige und mit unseren eigenen Vorstellungen und Einrichtungen vergleichbare Termini umzusetzen.

Der ältere hethitische Staat des 16. und beginnenden 15. Jahrhunderts v. Chr. ist nicht nur durch beständige Aggressionen, die von ihm ausgingen, oder durch die Abwehr gefährlicher Angriffe von Grenznachbarn in Anspruch genommen, sondern

in fast noch höherem Maße durch innere Auseinandersetzungen, die in Spannungen zwischen Königtum und Adel und dem Fehlen einer geregelten Thronfolgeordnung bestanden. So spärlich die Quellen sind, zeigen sie doch, daß der Adel die Befugnis hatte, in bestimmten Bereichen die Rechte des Königs erheblich einzuschränken. So heißt es in einem auf den König gemünzten Erlaß der Zeit um 1520: »Mit den Gefolgsleuten und den ›Großen‹ sollst Du gelinde verfahren. Wenn Du an irgendeinem ein Vergehen siehst, entweder daß einer sich vor einem Gott vergeht oder einer irgendein frevelhaftes Wort ausspricht, dann befrage den pankuš; eine Streitsache soll gleichfalls vor den pankuš verwiesen werden.« Pankuš bedeutet »Gesamtheit«, in diesem Zusammenhang offensichtlich die allein zählende Gesamtheit der »Großen«, d. h. der Adligen. Diese Körperschaft kann also als Standesgericht fungieren und ihr, nicht dem König, steht die Gerichtsbarkeit über den Adel zu. Ja, der pankuš hatte sogar, wie wir aus dem gleichen Texte hören, bei bestimmten Vergehen über den König selbst zu richten, nämlich wenn der König »unter Brüdern und Schwestern Böses ausführt, d. h. sich gegen Angehörige des königlichen Hauses vergeht, dann steht er mit seinem königlichen Haupte ein«.

Es ist die Vermutung aufgestellt worden, daß am Anfang dieser in so harter Form ausgetragenen Divergenzen, des Kampfes um die Abgrenzung der Befugnisse und um die faktische Macht, ein Königtum gestanden habe, in dem der Monarch nur primus inter pares, der vom Adel mit der Ausübung der Gewalt Beauftragte, aber seiner Kontrolle Unterstehende gewesen sei. Ja, man hat gar Anzeichen dafür finden wollen, daß die Könige in der frühesten Zeit beim Regierungsantritt der Anerkennung der Angehörigen ihres Hauses und des Adels bedurften und daß

diesem Brauch – dem Typus einer solchen Entwicklung folgend – ein Wahlkönigtum in ferner Vorzeit vorausgegangen sei. Das ist aber ganz unsicher und bedürfte viel eindeutigerer Quellen, als sie bis jetzt vorliegen.

Ohne daß sich der Übergang schon genauer verfolgen ließe, erweist sich demgegenüber das spätere Königtum, ab etwa 1400 v. Chr., als von grundlegend anderer Prägung. Vielleicht hat dabei der Übergang der Herrschaft an eine andere männliche, wohl fremde Linie in der Zeit um 1420 eine gewisse, aber sicher keine ausschlaggebende Rolle gespielt. Auf jeden Fall ist jetzt der König die oberste Instanz auf Erden, neben oder gar über der es keine andere irdische gibt. Die Adelsversammlung erscheint nicht mehr; die »Großen«, Gefolgsleute und Adel sind zu Dienern des Großkönigs geworden, der autoritär regiert. Die neue Ordnung läßt ein Text am klarsten erkennen. Es heißt da: »Das Land gehört dem Wettergott, der Himmel und die Erde mit den Menschen gehören dem Wettergott. Und er machte den König zu seinem Verwalter und gab ihm das hethitische Land. Der König soll das ganze Land mit seiner Hand regieren.« Das Königtum ist jetzt also durchaus theokratisch ausgerichtet, der König ist der irdische Sachwalter des höchsten männlichen Gottes, den das hethitische Pantheon kennt, ihm ist er in seinem Handeln gegenüber dem ihm anvertrauten Lande und dessen Bewohnern verantwortlich. Er lebt und regiert durch die Gnade Gottes. Mit seinem Tode, was im Hethitischen, bezogen auf den Großkönig, direkt mit »Gottwerden« ausgedrückt wird, geht er selbst nach Erfüllung seines Auftrages in die Reihe der Überirdischen ein, erhält eine Kultstatue im Tempel und die gebührenden, regelmäßigen Opfer.

Der Monarch bezeichnet in seinen Gebeten die Götter als »meine Herren«, sich selbst nennt er ihren Diener, eigentlich ihren Sklaven. Als oberster Priester führte er die großen Kult-handlungen des Staates aus, vertrat das Volk gegenüber den Göttern und betete für das Heil des Landes. Es ist wohl bezeichnend, daß das große offizielle Staatssiegel, das bis um 1400 v. Chr. von sehr einfacher Form gewesen ist, eine reichere Ausgestaltung erfuhr und ab 1300 den jeweiligen König mit seinem Gotte, d. h. mit seinem persönlichen Schutzgotte, von diesem geführt, im Bilde zeigt. Es diente zur Beglaubigung von Vereinbarungen, namentlich von Verträgen, darunter auch dem bekannten, rd. 1270 abgeschlossenen Staatsvertrag zwischen dem hethitischen Großkönig Hattušili III. und dem ägyptischen Pharaon Ramses II. und war entweder auf den Urkunden selbst oder auf ihnen angehängten Bullen aus Ton abgedrückt. Gott und König, das sind also die eigentlichen Träger des Staates, alles übrige rankt sich um sie. Wir werden nicht leugnen wollen, daß das Züge sind, die den hethitischen Staat, verglichen mit der älteren Zeit, nunmehr stark mit Vorstellungen durchsetzt zeigen, die man allgemein mit dem Kennzeichen »orientalisch« bezeichnen mag. Dieses Schlagwort darf jedoch nicht mißverstanden werden. Es bedeutet nicht, daß alle Rechte nur einseitig konzentriert gewesen wären, denn – wobei allerdings die genauere Zeitbestimmung dieser Texte noch nicht feststeht – es gibt Fälle, in denen sich die Treuepflicht auch auf abstrakte Begriffe, wie etwa das »Land Hatti«, bezieht, andere, in denen die »Leute von Hattuša« einen Eid leisten oder eine »Gemeinde« königliche Schenkungen entgegennimmt, die mit Rechtsverbindlichkeiten verknüpft sind. Aber es hält schwer, genauer zu definieren, was hier mit unseren Begriffen »Leute« oder »Gemeinde« wirklich gemeint ist. Auf jeden Fall aber

kann etwa von der Vorstellung eines von der Person des Herrschers unabhängigen Staates keineswegs die Rede sein. Freilich bewahrt er noch vieles aus der älteren Zeit. Die Auffassung, daß jede auswärtige politische Macht Feind sei, die sich in einem vertragslosen Zustand zum König befindet und daß deshalb möglichst mit diplomatischen Mitteln ein entsprechendes Verhältnis herzustellen sei, ist sicher alt. Das sehen wir vor allem daraus, daß neuerdings entsprechende Verträge aus der Zeit um 1500 gefunden worden sind. Sie wird jetzt, nachdem der hethitische Staat selbst zur Großmacht aufgestiegen ist, zu einem System von paritätischen Freundschafts- und Bündnisverträgen mit den anderen großen Mächten, zu Protektoratsverträgen eingeschränkten Rechts für den Partner und zu Vasallenverträgen, die dem Vasallen einseitig Pflichten auferlegen und ihm sein Land als vom Großkönig verliehenes Lehen in die Hand geben, ausgebaut. Dieses System innerer Geschlossenheit und Konsequenz ist so durchdacht, daß man gerade hieraus nicht mit Unrecht die Berechtigung dazu abgeleitet hat, in den Hethitern das politisch reife Volk ihrer Zeit zu sehen.

Es ist oft betont worden, daß diese Einstellung zu fremden Ländern, Mächten und Staaten dem sonst im Alten Orient nicht seltenen Streben nach Verwirklichung einer Weltreichsidee fern ist. Ob aber nicht doch auch hiergegen die Mitte des 13. Jahrhunderts sich ein Wandel anbahnte, ist seit dem Fund eines Siegels, in dem sich der Großkönig Tuthalija IV. als »šar-kiššati«, als »König der Gesamtheit« bezeichnet, mindestens zweifelhaft geworden. Zwar ist es möglich, daß die Aufnahme dieser Bezeichnung in die großkönigliche Titulatur nichts anderes bezweckte, als es dem assyrischen Konkurrenten, der diesen Anspruch erhob, wenigstens formal gleichzutun. Es kann aber ebensogut sein, daß am hethitischen Hof sich ernste Tendenzen

in dieser Richtung anbahnten. Zum Durchbruch sind sie allerdings nicht gekommen, denn in der Praxis hat sich im Verhalten gegenüber den auswärtigen Staaten bis zum Ende des Reiches nichts geändert. Gewiß alt in seiner Prägung und unverändert auch in der jüngeren Zeit fortdauernd ist die eigentümliche und mit keinem anderen Lande vergleichbare Stellung, welche die Königin, die legitime Gemahlin des regierenden Königs, hethitisch »šakuwaššar«, d. h. die Vollwertige, die Legale, die den offiziellen Titel Tawannana führte, einnahm. Ihr gebührte der »Thron des Königintums«, ihre Würde vererbte sich insofern unabhängig von der des Königs, als sie, falls sie ihren Gemahl überlebte, ihre Stellung auch neben dem neuen König bis zu ihrem Tode beibehielt, und sie hat – Zeugnisse liegen mehrfach und in sehr eindrucksvoller Weise vor – in die Innen- wie in die Außenpolitik eingegriffen, zum Vorteil, aber mitunter auch zum Nachteil von Hof und Staat.

Vermutlich würden sich die Wandlungen im Staatsleben viel besser übersehen und einschätzen lassen, wenn wir über die soziale Struktur mehr und eindeutiger Quellen hätten, wobei der Nachdruck auf »eindeutig« liegt. Wohl steht es fest, daß es Freie und Unfreie gegeben hat, diese aufgeteilt in Leibeigene, die von ihrem Herren – sei es der Grundbesitzer, ein Tempel oder der König – Felder zur Nutznießung gegen Arbeitsleistungen zugewiesen erhielten, und in Sklaven, deren Dasein und Existenz keineswegs ohne Lichtseiten gewesen ist; wohl gab es die sog. NAM.RA-Leute, aus Kriegs- und Grenzgebieten zwangsweise ins Kernland Deportierte, die ortsgebunden waren und schon damit natürlich keine Vollfreiheit besaßen; wohl weiß man, daß gewisse Fron- und Arbeitsleistungen für alle vorgeschrieben waren, mit Ausnahme der

Priester, der Bewohner einiger privilegierter Städte – aber darüber hinaus bleibt, trotz einiger umsichtiger Versuche, die in der letzten Zeit gemacht worden sind¹, in dieses noch so dunkle Kapitel einzudringen, das Bild, das wir uns machen können, leider noch sehr blaß. Wie sich die einzelnen »Klassen« des Volkes, die wir soeben kurz genannt haben, gegeneinander abgrenzten und vor allem, welche Rechte das Volk neben seinen Pflichten hatte, ist noch weitgehend unbekannt. Jedoch ist es den Gouverneuren ausdrücklich zur Pflicht gemacht, das Volk, auch die Witwen und Sklaven, gerecht zu behandeln. Aber der gemeine Mann durfte, mindestens auf dem Lande, nicht von sich aus mit dem König sprechen, der jetzt überhaupt jeden Umgang mit der Außenwelt meidet und der, wie auch das Hofpersonal, strengen Reinheitsvorschriften unterworfen ist, deren Einhaltung dafür garantieren soll, daß die Wirkung der ihm von den Göttern verliehenen Kräfte und so das Wohl des Reiches und seines Volkes gesichert bleiben. Er tritt die Herrschaft am »Fest der Thronbesteigung« an, an dem die Salbung mit Öl, die Annahme eines Thronnamens an Stelle des bisherigen individuellen Namens, die Bekleidung mit dem Ornat und das Anlegen einer Binde oder eines Diadems stattfindet. Der Adel – die »Herren« (balu), die »Würdenträger« und die »Großen« – in der alten Zeit selbstbewußt und seine Rechte verteidigend,

¹ Zuletzt zu diesem Thema: H. G. Güterback, *Authority and Law in the Hittite Kingdom* (*Journal of the American Oriental Society* 17, 1954, 16 ff.). – E. von Schuler, *Hethitische Dienstanweisungen für höhere Hof- und Staatsbeamte* (1957). – A. Goetze, *Kleinasien* ²(1957) 96 ff. – H. Klenzel, *Die Rolle der »Ältesten« im Kleinasien der Hethiterzeit* (*Zeitschrift für Assyriologie* NF 23, 1965, 223 ff.). – K. K. Riemschneider, *Zum Lebenswesen bei den Hethitern* (*Archiv Orientalní* 33, 1965, 333 ff.). – I. M. Diakonoff, *Die hethitische Gesellschaft* (*Mitteilungen des Instituts für Orientforschung* 13, 1967, 313 ff.).

hat jetzt praktisch nur noch Pflichten; die Provinzen im Kerngebiet des Reiches, die vorher meist Prinzen des königlichen Hauses als Unterkönigen unterstanden, werden jetzt von Statthaltern verwaltet, die Vertreter des Großkönigs sind. Die fortschreitende Entwicklung zum Beamtenstaat mit einer autoritären Spitze ist unverkennbar.

Wir sagten, daß die Götter und der König die eigentlichen Pfeiler des Staates gewesen seien, denen alles andere untergeordnet war. Das führt uns in nicht minder eindringlicher Weise als die erhaltenen Texte, d. h. die unmittelbar auf Staat und Reich sich beziehenden Dokumente, ein anderes Element vor Augen, nämlich die Architektur, und zwar jener Bereich der Architektur, in dem sich der Bauwille und die Baugesinnung des königlichen Bauherrn in betonter Weise ausdrücken. Es ist vielleicht kein Zufall, daß die Architektur ungefähr zur gleichen Zeit, nämlich gegen 1300 v. Chr., zur besonderen Monumentalität und Geschlossenheit findet, in der ein anderes Element in ähnlicher Weise die Neigung und den Willen zu demonstrativer Repräsentation zu erkennen gibt: die großen Felsreliefs, die es im kleinasiatischen Anteil des hethitischen Reiches in einer ganzen Anzahl von Beispielen gibt und in denen sich neben Motiven, die dem kultischen Bereich zugehören, in mehreren Fällen Großkönige – als erster Muwatalli (1306–1282) – meist überlebensgroß und damit ihre überragende Geltung dem Beschauer sinnfällig vor Augen führend, darstellen ließen. Offizielle Gebäude, die den Anforderungen des Staates und des Hofes dienten, gab es zahllose. Da waren etwa die großen und kleinen Tempel in vielen Städten des Reiches oder die »Siegelhäuser« des Königs – so lautet der Terminus –, d. h. die administrativen Anlagen in den Pro-

vinzen, in denen die Waren gestapelt wurden, die dem Staat als Abgabe zustanden, oder die königlichen Palais', die es mancherorts im Lande gab und die dem Großkönig als Aufenthalt dienten, wenn er alljährlich im Winter – auch darin an ein streng einzuhaltendes Zeremoniell gebunden – die großen Kultstätten im Kernraum des Reiches besuchte und dort die vorgeschriebenen Riten vollzog. Es versteht sich fast von selbst, daß wir in diesem Zusammenhang unseren Blick ausschließlich auf die Hauptstadt zu richten haben. Sie läßt das, was uns hier beschäftigt, am deutlichsten erkennen, ganz abgesehen davon, daß sie durch alljährliche Ausgrabungen in ihren wesentlichsten Teilen wiedergewonnen worden ist und fortschreitend weiter aufgedeckt wird. Sie liegt nahezu im Herzen Kleinasiens, rd. 150 km in der Luftlinie genau östlich von Ankara, beim kleinen türkischen Dorfe Boğazköy. Der alte Name war Hattuša. Freilich sind alle Bauten nur in sehr trümmerhaftem Zustand erhalten, oft gerade noch in den untersten Teilen. Aber sorgfältige Untersuchungen durch kundige Architekten, die keine Einzelheit der erhaltenen Reste – handle es sich um Stehendes oder um Gestürztes – außer acht lassen, und die die Fähigkeit besitzen, sich in Ideen und Formen des Bauwesens jener alten Zeit einzufühlen, haben Rekonstruktionen geschaffen, die in allem Wesentlichen als gesichert gelten können, die im einzelnen zu begründen mir aber hier die Zeit fehlt.

In einem weiten Mauerring, der ein Stadtgebiet von rd. 168 ha umschloß, das sich aus bescheidenen Anfängen im Verlauf von nicht ganz vier Jahrhunderten – man kann eine »Altstadt« und eine »Neustadt« unterscheiden – bis zu dieser Größe entwickelt hat, gibt es neben ausgedehnten Wohnvierteln und offiziellen Gebäuden, darunter auch Tempel kleineren Ausmaßes, zwei Baukomplexe, die sich in ihrer Größe, in ihrer Lage innerhalb

der Stadt und in ihrer Architekturform sogleich aus allem übrigen herausheben: die Palastanlage der hethitischen Großkönige und der Tempelbezirk mit dem Kultbau der obersten Gottheiten. Das Haus des Königs und das Haus des Gottes, und zwar, wie noch zu zeigen sein wird, gerade auch das Haus des Wettergottes, von dem, wie wir vorhin zu sagen hatten, der Dynast seinen Auftrag erhielt, dessen Sachwalter auf Erden er ist. Die Häuser, die den eigentlichen Fundamenten des Staates dienten, bildeten also die ideelle Mitte der Hauptstadt, um die das Leben der Bewohner kreiste und auf die es bezogen war. Die Bauten fügen sich damit organisch in das Ganze ein, gewiß von ihren Schöpfern aus gesehen unbewußt und ganz selbstverständlich, denn noch war ja der geistige Standort der Mitte unbestritten.

Was im generellen, gilt auch im einzelnen. Es ist daher geboten, beiden Baukomplexen eine etwas genauere Betrachtung zu widmen, wobei wir mit dem Palast beginnen. Was von ihm ausgegraben und erhalten ist, stammt im wesentlichen aus dem 13. Jahrhundert v. Chr., wobei freilich ältere Teile bis in diese Zeit hinein fortbestanden haben können. Ein älteres Palais jedenfalls ist rd. um 1280 durch Feuer zugrunde gegangen, denn darauf bezieht sich offenbar eine Stelle in einem Briefe des hethitischen Großkönigs Hattušili III. an Ramses II.: »Den Palast des Hatti-Landes, wie Du, mein Bruder, ihn kennst, kenne ich den nicht etwa auch? ... verbrannt ist der Palast.« Der Wiederaufbau erfolgte rasch und war in der Form, wie das Ganze vor uns liegt, etwa gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts beendet. Das ist aber die Zeit, als das Hatti-Reich sich einerseits noch auf dem Höhepunkt seiner äußeren und inneren Machtstellung hielt, andererseits aber die absolute Monarchie spezifischen hethitischen Gepräges bestand.



Abb. 1. Der Palast der Hethitischen Großkönige in Hattuša
(nach R. Naumann und P. Neve)

Der Palast ist dem langgestreckten Plateau eines Felshügels angepaßt und keine in sich geschlossene Bauanlage, sondern vielmehr ein ganzer Palastkomplex mit einer Anzahl koordinierter, aufeinander bezogener Gebäude (Abb. 1). Man könnte sogar fast sagen: ein Hoflager mit Einzelbauten, Pfeilerhallen und großen Höfen, wie es sich freilich viel größer, aber doch in gewissem Sinne, auch in der Funktion der einzelnen Teile, ähnlich im Saray der osmanischen Sultane in Konstantinopel bietet. Das Ganze aber werden wir ohne Zögern als Burg, als »arx« bezeichnen – Vergleiche mit mittelalterlichen Burgen bieten sich an – als Königsburg, die durch sehr starke Umfas-

sungsmauern mit Türmen und Toren geschützt ist. Geschützt gegen wen? Im Bedarfsfalle gewiß auch gegen äußere Feinde; in Wahrheit aber sind diese Mauern, die ja ein Gebiet umschließen, das in der Stadt liegt, das Symbol und der Garant für die Unnahbarkeit des Großkönigs, der die Berührung mit der Außenwelt und mit dem Volk möglichst zu vermeiden hat.

Wenn man von einer Pforte im Westen absieht, gaben zwei Tore den Weg ins Innere frei, das eine im Südwesten, das andere im Südosten. Dieses bildet den unmittelbaren Zugang zum intimen Teil, dort, wo sich um die Innenhöfe, den sog. mittleren und oberen Hof, im Osten, Norden und Nordwesten die Wohngebäude mit den Gemächern des Großkönigs, der Großkönigin und ihres engeren Hofstaates gruppierten. Jenes aber ist der Haupteingang, der die Königsburg in ihrer ganzen Ausdehnung erschloß. Über einen mit roten Marmorplatten gepflasterten Weg, dessen Bahn sich leuchtend vom übrigen Boden abhob, gelangte man durch ein Tor in einen langgestreckten, trapezförmigen Hof, von Pfeilerhallen flankiert, hinter denen sich kleinere Bauwerke anschlossen, deren einstige Bestimmung unbekannt ist. Das Bauwerk A in der rechten hinteren Ecke dieses Hofes aber diente als Aufbewahrungsort für eine große Zahl von Keilschrifttafeln, ein »Haus der Tafeln«, also Bibliothek oder Archiv, je nachdem, ob wir uns für den einen oder anderen modernen Begriff entscheiden wollen. Hinter diesem großen Hof teilten sich die Wege. Der eine führte durch einen zweiten, besonders monumentalen, mit Löwen aus hartem Doleritstein in der Fassade versehenen Torbau in die obere, damit besonders geschützte, intime Palastpartie, während eine verhältnismäßig schmale Passage, vorbei an einer Baugruppe mit einem kleinen Kultraum, einer Kapelle also, den Zugang zu einem sehr großen, einst mindestens zweigeschossigen Bau-

werk vermittelte, dessen Obergeschoß man mittels eines Treppenaufganges erreichte. Es ist ein genau quadratischer Saal mit fünf Reihen von je fünf Pfeilern, welche die Decke trugen, höchstwahrscheinlich der Audienzsaal des hethitischen Großkönigs, eines der Herzstücke des hethitischen Staates. Die Majestät konnte ihn vom inneren Palastteil aus unmittelbar betreten. Hier versammelten sich, so dürfen wir es uns vorstellen, die »Großen« seines Reiches um ihn; hier nahm er alljährlich die den Königen der Protektorate und Vasallenstaaten vorgeschriebene Huldigung, zu der sie in der Hauptstadt zu erscheinen hatten, entgegen und hier empfing er die Gesandten der anderen Großmächte – Ägypten, Babylon, später auch Assur –, nahm die mündlich vorgetragene Botschaft ihrer Herrn entgegen, ließ die schriftliche Ausfertigung dem Oberschreiber aushändigen und erteilte später seine Antwort.

Es ist nur ein einziger Text erhalten geblieben, der sich unmittelbar auf gewisse Teile des Hofzeremoniells bezieht, anderes muß man sich bruchstückhaft aus Ritualen und Festbeschreibungen zusammensuchen. Ein Gesamtbild über das Leben am Hofe und die Funktion der einzelnen Teile eines großköniglichen Palastes läßt sich daraus nicht gewinnen. Die Ausnahme bildet die Instruktion für die Leibwache, ein Text aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, mit Anweisungen für ein Zeremoniell, das für alle Residenzen des Königs in der Hauptstadt wie in den Provinzen Geltung hat. Alle – folglich, wie wir sahen, auch der Palast in der Königsburg – besaßen einen äußeren Hof, in dem die Leibwache auf der einen, die Pagen auf der anderen Seite Aufstellung nehmen, und davon geschieden, durch ein besonders monumentales Tor erreichbar, einen inneren Hof, der in einem Halentuua-Haus genannten

Gebäude die Mitte einnimmt. In ihm darf man den eigentlichen Wohnpalast sehen. Es gibt in ihm einen Thron, einen Opfertisch, auch einen Herd. Jedesmal, wenn ihn der König, nachdem er vorher im arkin-Haus, wohl einer Kapelle, gebetet hatte, zu einer Ausfahrt verläßt, bei der er im Wagen auf einem Throne zu sitzen und von der Leibwache sowie von Würdenträgern und Pagen, auch vom hazannu, dem Bürgermeister, begleitet zu sein pflegt, oder wenn er von einer solchen Fahrt zurückkehrt, wird dieser Palastteil sorgfältig verriegelt. »Der König geht in das Halentuua-Haus [d. i. in das »Palais«] hinein, dann treten ein Leibwächter, ein Speermann und der Pförtner ein; sie gehen durch das Große Torhaus (des Halentuua-Hauses) hinauf und legen den Riegel vor« – heißt es in der Instruktion, die nicht nur mit dieser Einzelheit deutlich macht, daß König und Königin, umgeben von ihren Pagen, mit Ausnahme der offiziellen Anlässe, in strenger Abgeschlossenheit von der Umwelt im Wohnpalast leben.

Ein Bauwerk ganz anderer Art ist der monumentale Tempel der Hauptstadt, der für uns anonym bliebe, wenn es nicht einige Erwähnungen in Texten gäbe, die ihrer Fundstelle und ihrem Inhalt nach seine Zuweisung mit einiger Sicherheit gestatteten. Es war, wie sich erst bei den Ausgrabungen 1967 erwiesen hat, ein Doppeltempel, und zwar für das oberste Götterpaar des Reiches, den Wettergott, der uns bereits begegnet ist, und für die Sonnengöttin [von Arinna], die »Königin des Hethiterlandes« genannt wird, von der es heißt, sie »leitet im Hethiterlande Königtum und Königinnentum«, und in deren Tempel die Staatsverträge feierlich deponiert wurden. Vom Wettergott hat der jeweilige Dynast als dessen Sachwalter seinen irdischen Auftrag, die Sonnengöttin leitet seine Wege und Handlungen – wir werden daher nicht anstehen, diesen

Tempel als *das* Staatsheiligtum der Hauptstadt und des Reiches zu bezeichnen. Es ist ein gewaltiger Baukomplex, freilich arg in Trümmern, aber doch gerade noch so weit erhalten, daß er in allen wesentlichen Teilen rekonstruiert werden kann. Dem leicht abfallenden Gelände mittels einer hohen, künstlichen, aus großen Steinblöcken konstruierten Terrasse angeglichen, auf die man mittels dreier Rampen hinaufstieg, bot er sich besonders von Osten her gesehen als hoch aufragendes, seine ganze weitere Umgebung beherrschendes Werk. Von den Wohnvierteln im Norden und Westen, aber auch von dem zur Königsburg hinauf sich erstreckenden Steilhang war er durch Mauern abgeschlossen und in sich isoliert. Tore führten in das Temenos, den heiligen Bezirk, hinein. An einem steht derb in einen der Mauersteine eingeschlagen: »Pa-ta-sa-na, Schreiber«, der also hier, nicht anders als die Schreiber, die man hier und dort im Orient noch heute an den Toren der Moschee-Höfe antreffen kann, seine Dienste anbot.

Inmitten des sehr großen Bezirks, der ein ganz beträchtliches Areal des nördlichen und dazu, von der Gestalt des Terrains aus gesehen, günstigsten Teiles der Hauptstadt in Anspruch nahm, und in dem eine ganze Reihe untergeordneter, ihrer einstigen Bestimmung nach noch nicht genauer bekannten Bauten liegt, befand sich der Tempel (Abb. 2), der außer zwei Nebeneingängen sein eigentliches Portal, ein großes Propylon mit zwei Durchgängen und Pfortnerlogen, im Osten und somit auf der Seite hatte, die der Königsburg zugekehrt ist, worin wir einen bewußten Bezug der beiden für die Hauptstadt ausschlaggebenden, tragenden Zentren sehen. Er besteht aus einem Kranz vorwiegend langrechteckiger Räume recht einfacher Art. Wenn man bedenkt, daß sie überall – das zeigen die erhaltenen Treppenhäuser – zweistöckig, im Ostflügel sogar wahrscheinlich

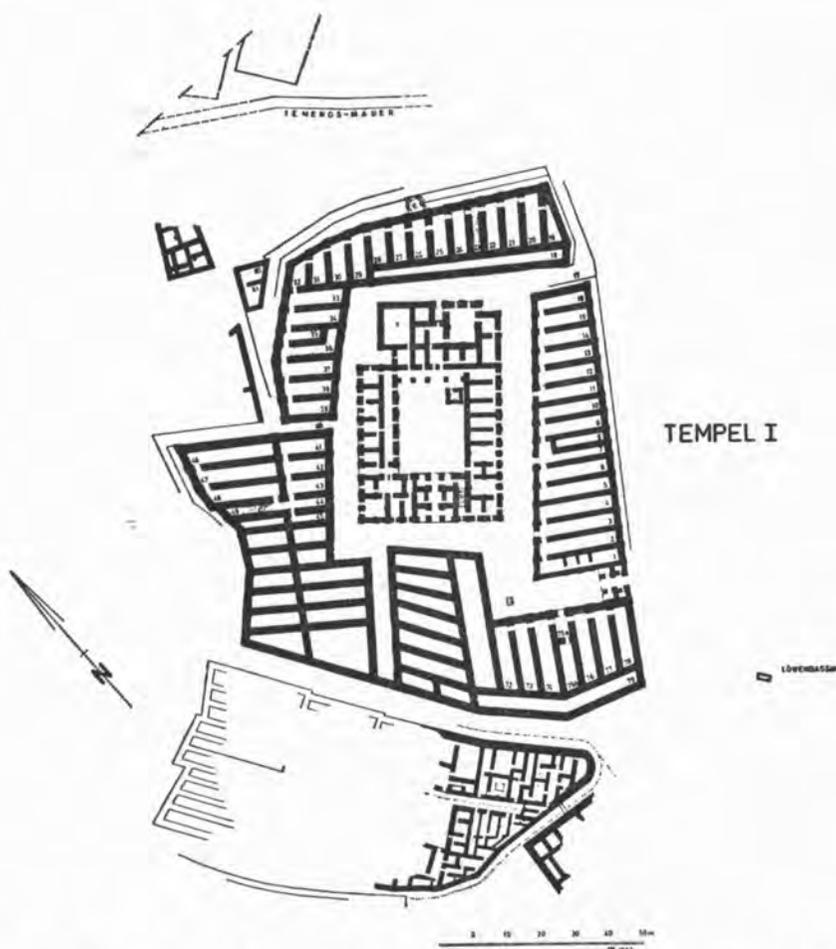


Abb. 2. Der große Tempel von Hattuša (nach O. Puchstein und P. Neve)

dreistöckig gewesen sind, ergibt sich eine Zahl von an die 200 solcher Gelasse. Sie dienten – »Magazine der Götter« kommen in den Texten vor – als Vorratsräume für Getreide und Wein, als Depots, in denen Tempelschätze aller Art niedergelegt waren, aber auch als Werkstätten für Handwerker niederer und höherer Ordnung, als Küche und als Bäckerei, in

denen für die Götter in einem regelmäßigen Ritus bestimmte Speisen und Brote zubereitet wurden, als Unterkunft und Arbeitsstätte für zahlreiches Personal – kurzum für alle jene Zwecke, die ein großes altorientalisches Heiligtum, das ja stets auch ein Wirtschaftszentrum besonderer Prägung gewesen ist, erforderlich machte. Im Ostflügel, in zwei durch eine Tür verbundenen Räumen war eine große Sammlung von Keilschrifturkunden deponiert, die jedoch inhaltlich keinen ausschließlichen spezifischen Bezug auf den Tempel erkennen lassen. Im Innersten des Ganzen, von den vier Magazintrakten, die ihn nach außen wie eine hohe Wand abschirmen, durch eine ungleich breite gepflasterte Straße getrennt, liegt das eigentliche Heiligtum. Das große Tor im Westen, der rechteckige Hof mit einer Pfeilerhalle auf der rückwärtigen Schmalseite und dahinter die beiden Kulträume bestimmen seine Längsachse. Alles ist heute leer und nur noch bis zu bescheidener Wandhöhe erhalten. Aber im rechten Adyton ist immerhin die mächtige Basis des Kultbildes erhalten, während sie im linken fehlt. Dürfen wir die in der hethitischen Bildkunst, auf Felsreliefs, wie auf Stelen und in der Kleinkunst ausnahmslos eingehaltene Regel, daß bei Paaren, seien es Götter- oder Königspaare, der männliche Teil immer links, der weibliche rechts dargestellt ist, auf die Architektur übertragen – und ich meine, daß wir es dürfen –, dann hätte das linke Adyton dem Wettergott, das rechte der Sonnengöttin gehört. Von beiden Kultstatuen, die einst hier gestanden haben, kann man sich noch eine Vorstellung machen: die Sonnengöttin stand auf einem Löwen oder Panther, der Wettergott auf personifizierten und anthropomorphen Bergen, zum Zeichen der Größe und der Erhabenheit. So lehren es uns Felsreliefs, aber auch hethitische Bildbeschreibungen von Tempelinventar.

Im Tempel selbst oder wenigstens im Temenos muß es ein für den König bestimmtes Wohn-Palais, ein Halentuuna-Haus nach Art dessen im großen Königspalast, gegeben haben, das man seiner genauen Lage nach noch nicht bestimmen kann. Bildete es die Raumgruppe, die links vom Portal die Ecke des Tempels selbst einnimmt, oder haben wir es nicht viel eher in einem der Gebäude zu suchen, die zwar außerhalb des eigentlichen Tempels, aber noch innerhalb seines Zingels liegen? In diesem Palais verbrachte der König vor dem großen Kultfest die Nacht, nimmt am Morgen die Waschungen vor und legt sein priesterliches Ornat an, bestehend aus einem langen Überwurf, einem Ohring und einer speziellen Art von Schuhen. Dann begibt er sich in einem Zuge, in dem ihm zwei Palastbeamte und ein Leibwächter voranschreiten, durch einen Torbau in den Hof des Tempels des Wettergottes. Das kann nach dem weiteren Geschehen – wie es uns die hethitische Festschreibung darstellt – nur das äußere Propylon und der Vorhof zwischen Magazin und Heiligtum sein, denn hier werden Reinigungszeremonien, vor allem eine Handwaschung, vorgenommen, und erst dann geht der Großkönig in das eigentliche Heiligtum, vollzieht zweimal die Proskynesis, opfert den »Heiligen Stätten« und nimmt auf dem Throne Platz. Es wird ein kultisches Mahl in Gegenwart der Großen, der Würdenträger und der Priester eingenommen, ehe mit der Hauptzeremonie, die in Speisungen der Götter und in Libationen besteht, die Handlung ihren Abschluß findet, worauf der König den Tempel verläßt. Dieses normale königliche Festritual läßt sich mit den wesentlichen baulichen Gegebenheiten unseres Tempels so in Einklang bringen, daß wir uns den Ablauf gut vorstellen können. Aber viel aufschlußreicher scheint mir das Bauwerk als Ganzes zu sein, nämlich in seiner Gestalt, in der Zuordnung seiner einzelnen Teile auf-

einander, in der Kombination von Heiligtum und Nebentrakten, wie sie hier durch das, was wir im allgemeinen als Magazine zu bezeichnen hatten, gegeben sind. Es kann nicht zweifelhaft sein – dies im einzelnen zu belegen, würde hier zu weit führen –, daß das Heiligtum selbst, aus einfacheren, früheren hethitischen Bauformen entwickelt, hier nur gegenüber dem Älteren ins Monumentale gesteigert ist, denn der hethitische Tempel ist ebenso wie den Palast ausmachende Gebäude nur ein ins Große gesteigertes und geräumigeres Wohnhaus. Auch die Magazine sind nicht ohne ältere Beispiele im einzelnen, denn das »Siegelhaus«, so lautet der hethitische Terminus, ist eine stehende Einrichtung. Aber ein Heiligtum, das in der vorliegenden Weise von regelmäßigen Gruppen, ganzen Magazinfolgen, allseitig umgeben und ummantelt ist und mit ihnen zusammen einen großen, geschlossenen Baukomplex einheitlicher Bestimmung bildet, ist vor dem großen Tempel in der hethitischen Hauptstadt ohne Beispiel in Vorderasien, ob wir nach Babylon, nach dem Mari des 18. Jahrhunderts am mittleren Euphrat oder nach Ugarit in Nordsyrien des 14. Jahrhunderts blicken, wo die Magazine dem Palast oder Tempel in ihrem architektonischen Bezüge stets nachgeordnet, ihrem untergeordneten Zwecke entsprechend am Ganzen gemessen stets in eine Nebenposition verwiesen sind. Im minoischen Knossos und eingeschränkter auch im Palast von Mallia auf Kreta nehmen sie immerhin die eine Längsseite der Anlage ein. Darin mit dem großen hethitischen Tempel wirklich vergleichbar sind jedoch nur ägyptische Tempel der 18.–20. Dynastie in Theben, denn nur dort haben sich Heiligtum und Magazine samt den unter diesem Generalbegriff zu summierenden Zweckräumen – beides für sich in der vorausliegenden ägyptischen Baugeschichte gewiß längst eingeführt – zu einer ähnlichen, baulichen Einheit zusammen-

geschlossen: vorbereitend und noch ohne letzte Konsequenz mehrfach in Amarna und im Totentempel des Eje, dann in dem Ramses' II., dem berühmten Ramesseum, und schließlich in dem von Medinet Habu, in jenem gewaltigen, befestigten Tempel Ramses' III., in dem Sanktuar und Zweckbauten zu einer Einheit letzter Vollendung geworden sind. Es ist wohl kein Zufall, daß das Ramesseum (Abb. 3) mit seinem Heiligtum im Innern, den ungleich breiten Straßen, den zu einzelnen Gruppen zusammengefaßten, aber doch in fortlaufender Reihe angeordneten Magazinen, deren innere Front einmal stark abgewinkelt ist, am meisten an die Gesamtanlage des hethitischen Tempelbezirks, der freilich nur stark halb so groß ist, erinnert. Zur Zeit dieses Pharaos haben nach Abschluß des Vertrages zwischen den beiden Staaten die engsten Beziehungen bestanden, ja, der hethitische Großkönig hat sogar vielleicht – ganz eindeutig sind die Quellen darüber nicht – seinen königlichen Bruder auf ägyptischem Territorium besucht. Ob er zugleich der eigentliche Bauherr des großen hauptstädtischen Tempels gewesen ist, läßt sich nicht entscheiden; daß die Erbauung – wahrscheinlich an Stelle eines älteren, bescheideneren Heiligtums – ungefähr in seine Zeit fiel, ist jedoch mehr als eine Annahme. So gewiß man nicht von einer einfachen Nachahmung eines ägyptischen Tempelbezirks, wie dem des Ramesseum, sprechen kann, denn dem standen schon die an die Vorformen und an die Anforderungen der beiden Kulturgebiete gebundenen speziellen Einrichtungen im einzelnen entgegen, so nahe liegend scheint es mir zu sein, daß dieses oder ein entsprechendes ägyptisches Vorbild bei der Konzeption dieses singulären hethitischen Tempels eine Rolle gespielt hat, eine Rolle, die wohl durch ähnliche Voraussetzungen in der Funktion bedingt war, im großen Heiligtum einer der großen Staatsgottheiten

mit dem komplizierten Apparat eines ausgedehnten Tempelbezirks – Magazine, Vorräte, Tempelgüter, Rechnungsführung, Kanzlei, Schreiber usw. –, aber auch in der Idee von Staat und Herrschaft, nicht zuletzt vielleicht auch dadurch, daß der hethitische König, Dynast der so viel jüngeren Großmacht, Repräsentant eines Hofes, für den Ägypten immer älter, traditions-

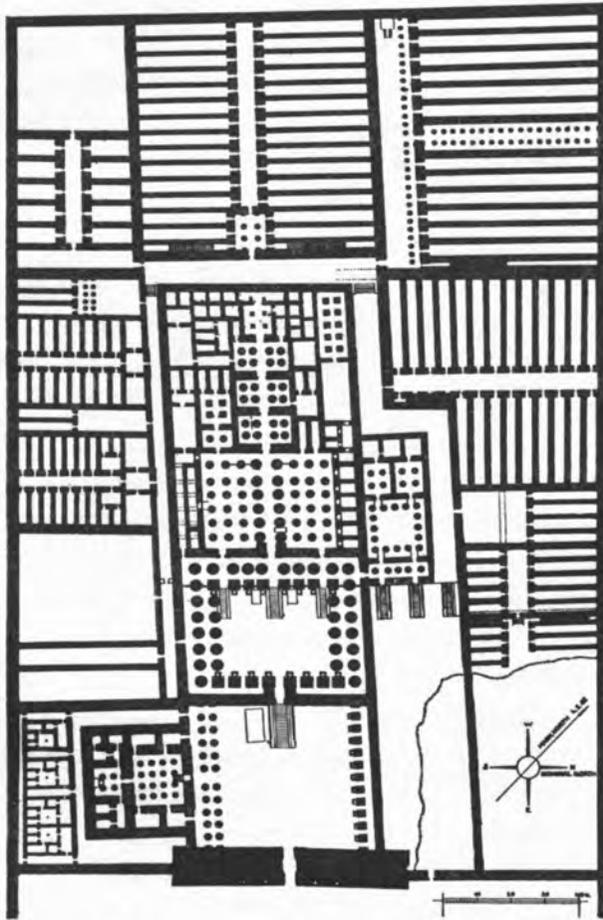


Abb. 3. Ramesseum in Theben (Oberägypten)

reicher, kulturell höherstehend war, wenigstens in der äußeren Form diesem Vorbild nachzueifern bestrebt war. Kein Zweifel, daß auch er mit den tiefreichenden, bis zum Felsgrund hinunterreichenden Fundamenten, den starken Sockelmauern der Wände aus Kalkstein und denen der Kultkammern aus härtestem Dolerit für alle Ewigkeit zu bauen gesonnen war, daß dieser Tempel ein Garant für die ferne Zukunft des Staates, des Königs, für das Dauern göttlichen Schutzes sein sollte. In ihm ließ man den beiden obersten Gottheiten zuteil werden, was ihnen gebührte, d. h. was ihnen die Menschen, ihre Diener, in Verfolg der auferlegten Verpflichtungen schuldig waren.

Der Tempel, das Haus des Gottes, und die Königsburg, der Palast des Dynasten, sind bei den Ausgrabungen ausgeplündert, zerstört, weitgehend durch Brand vernichtet vorgefunden worden. Mehr noch, die ganze Hauptstadt hat in ihren wesentlichen Teilen das gleiche Schicksal erlitten und darüber hinaus alle Städte und Orte des Kerngebiets des Reiches, deren Ruinen bis jetzt untersucht worden sind. Das kann also nur im Zusammenhang mit einer großen, weitreichenden Katastrophe geschehen sein, über die uns unmittelbare Quellen gänzlich fehlen. In und mit ihr gingen Staat und Königtum zugrunde, das Reich verschwand aus der Geschichte in einem Vorgang, der uns rückblickend als ein jäher Sturz erscheint. Mit Urkunden, die spätestens in das erste Jahrzehnt nach 1200 zu datieren sind, versiegen die Archive des hethitischen Staates. Kurz darauf also muß die Katastrophe eingetreten sein. Daß dabei äußere Feinde eine sehr wesentliche Rolle gespielt haben, ist wohl unbestreitbar. Jene große Invasion, ja mehr als dies, jene große Völkerwanderung zu Wasser und zu Lande, die in die Ge-

schichte als »Seevölkerbewegung« eingegangen ist, weil Anlieger des ägäischen Meeres und Bewohner der ägäischen Inseln ihre hauptsächlichen Kontingente ausmachten, und die im 8. Jahr Ramses' III., d. h. 1195/91, bis an die Grenzen Ägyptens brandete, wo sich ihrer der Pharaon in einer See- und in einer Landschlacht vor und am östlichen Nildelta nur mit größter Mühe erwehrte, hat auch weite Gebiete des hethitischen Reiches, nämlich an der südkleinasiatischen Küste und in Nordsyrien, in unmittelbare Mitleidenschaft gezogen und zu deren dauerndem Verlust geführt. Das alte Freundschafts- und Bundesverhältnis mit Ägypten, das ja auch auf gegenseitige Waffenhilfe abgestimmt war, verfing jetzt nicht mehr, weil die unmittelbare räumliche Berührung der beiden Staaten weit unterbrochen und beide, jeder für sich, sich in einer schweren Krise befanden, die die gegenseitige Hilfe unmöglich machte. Doch erklären diese Geschehnisse allein die allgemeine Katastrophe, welche das Reich auch in seinem dem Aktionsgebiet doch recht fernen Kerngebiet im Innern des kleinasiatischen Hochlandes betroffen hat, nicht hinreichend. Gewiß sind die Rückwirkungen auf die Hauptstadt, den Hof und den Großkönig heftig genug gewesen, aber es gibt mehr als ein Beispiel in der älteren hethitischen Geschichte dafür, daß man schwere innerpolitische Krisen, hervorgerufen oder verbunden mit Einfällen auswärtiger Feinde, zu meistern verstanden hat. Zweimal mindestens – um 1390 und um 1300 – war sogar die Hauptstadt selbst durch Einfälle pontischer Stämme unmittelbar in Gefahr gewesen, aber beide Male vermochte es gesammelte und ungebrochene Kraft, der Schwierigkeiten Herr zu werden. Jetzt aber, kurz nach 1200, brachen die Dämme. Es gibt in den Urkunden einige Hinweise darauf, daß eine innere Auflösung des Staatsgefüges der Katastrophe vorausgegangen ist.

In einer vom Großkönig in der Zeit um 1250 erlassenen Instruktion für »Obere«, d. h. für eine Klasse hoher Staatsbeamter – die, nebenbei gesagt, in dieser Rangklasse Eunuchen gewesen sind – heißt es: »Oder wenn das geschieht, was die Bevölkerung von Hatti gewöhnlich tut: anstatt der Herrschaft der Sonne [d. i. des Großkönigs] wünscht er sich heimlich die Herrschaft eines anderen Menschen, das soll unter Eid gelegt sein.« Der Würdenträger ist also hier, wie auch an vielen anderen Stellen, unter Eid zur Treue gegenüber dem regierenden Herrscher und, was zur gewöhnlichen Formel gehört, dessen legitimer Nachkommenschaft verpflichtet. Schon der Gedanke an andere Herrschaft ist meldepflichtig. Aber es wird zugleich stipuliert, daß bei den Leuten, »der Bevölkerung von Hatti«, Umsturz-tendenzen bestehen, die sich gegen den König richten. Es mag sein, daß Tuthalija IV., denn um ihn handelt es sich bei dieser Instruktion, trübe Erfahrungen gemacht hat. Aber in der Folgezeit mehren sich die Anzeichen gleicher und ernsterer Art in solchem Maße, daß man doch Anlaß hat, die eben wörtlich angeführte Aussage im Zuge einer fortschreitenden Entwicklung zu sehen, die vor allem Heinrich Otten vor kurzem deutlicher herauszustellen versucht hat. In der Regierungszeit des nächsten Großkönigs nämlich häufen sich die Ergebenheits-versicherungen hoher Hofbeamter gegenüber dem Großkönig. »Die Einwohner von Hatti aber versündigten sich dem König gegenüber, ich dagegen habe nicht gefehlt«, heißt es an der einen Stelle und an einer anderen: »Die Einwohner von Hatti wurden aufsässig ... In dieser Frage soll es keine Großzügigkeit geben. Die Götter sollen die Vertragsvereinbarungen garantieren.« Und vom letzten, bekannten hethitischen Herrscher endlich besitzen wir einen Text, in dem abermals eine der hohen Hofchargen von sich sagt: »Als die Majestät, mein Herr, die

Einwohner von Hatti abtrünnig fand ... und als dann die Einwohner von Hatti dem Großkönig von sich aus weitere Schwierigkeiten bereiteten, da habe ich ihn dabei nicht im Stich gelassen.« Bieten diese Versicherungen unbedingter Ergebenheit deutliche Beweise für Obstruktion, Aufruhr, Empörung, so scheint *ein* Passus wenigstens darauf hinzuweisen, welche tiefere Ursache sie hatten. Bei einer Eidesleistung der Ergebenheit in der Zeit des gleichen Königs wird nämlich der Fall vorausgesetzt, es könnte jemand dabei sagen: »Wenn jemand so spricht: ... werde ich das Ohr nicht hinhalten.« Den Bruch eines geleisteten Eides hat es selbstredend stets und immer gegeben, gerade auch hier, wo in den Verträgen die lange Reihe der Götter, die über die Einhaltung wachen und den Eidbrüchigen bestrafen, gewöhnlich aufgeführt wird; aber mit der Reaktion »ich höre nicht hin« wird ja offensichtlich in einer bestimmten Sache der Eid als solcher, als bindende Kraft abgelehnt. Das aber greift in die innere Struktur.

Gewiß sind die Quellen spärlich, und wir wünschten uns von zukünftigen Ausgrabungen weitere Texte, welche die eigentlichen Vorgänge klarer erkennen ließen, aber es kann doch wohl kaum bezweifelt werden, daß Kräfte im Laufe weniger Jahrzehnte oder gar noch rascher sich Geltung verschafft haben, die die alte Ordnung von Staat, Königtum und innerer Bindung an das Walten der Götter in Frage stellten und schließlich so von innen her aushöhlten, daß diese dem Ansturm äußerer Feinde im Süden und Westen, sicher aber auch im Norden, in den pontischen Bergen, nicht widerstehen konnten. Staat und Reich, Land und Hauptstadt, Palast und Tempel – all das, was bisher auf einem wohlausgewogenen Herrschaftssystem im Innern, aber ebenso auf einem nicht minder sorgsam behandelten System von Verträgen mit Vasallen, Schutzstaaten und

gleichberechtigten Großmächten nach außen, getragen von tatkräftigen Herrscherpersönlichkeiten, beruht hatte, ging jetzt, nachdem die Pfeiler des Staates entscheidend angeschlagen waren, im Sturm einer großen äußeren und inneren Krise zugrunde. Stark drei und ein halbes Jahrhundert vergingen, bis sich im gleichen Raume die ersten Ansätze zu einer neuen staatlichen Ordnung im höheren Sinne herauszubilden begannen.

MARIE LUISE VON KASCHNITZ

RÖMISCHE GEDICHTE

Verlesen von

Wolfgang Schadewaldt

ROM 1961

Wiedergesehen die Stadt
Eine mächtig geschleuderte Wabe
Mit pickenden Altartauben
Den Seelenvögeln
Aufgescheuchten zum Himmel.
Mit kopflosen Märtyrern
Aufschießend aus ihren Gräbern
Mit leuchtendem Springwasser
Fliegend von Brunnen zu Brunnen
Mit Brausen schwerrädrigem
Funkelnder Explosion.

Alle ihre Pinien fand ich
Ihre Planetenalleen
In Bewegung gesetzt
Ihre rostroten Drehbühnenpaläste
Ihre Statuen
Säulengehege
Mir vorübergerissen rundum.

Wer klinkte in solcher Eile noch Türen auf?
Wer vernähme im Innern der Kirchen
Die todstille Messe?

Übersprungen vom Lichtschein
Fortwähren Jahrtausende
Erschütterter Steine
Und Cypria Weltherz du
Geschlagen gebeutelt gepreßt
Verschenkst deinen leuchtenden Honig.

PICASSO IN ROM

Zertrümmertes Antlitz des Menschen
Löwen- und Wolfsgesicht
Auftauchend inmitten

Und blutiger Halbmond
Ein Auge belauernd das andere.
Zwischen gespaltener
Wange und Wange
Hervorgetrieben
die Eiterbeule.

Kinder strotzen im
Bleichen gierigen
Fettfleisch. Dachüber
Schleicht die dämonische
Katze. Zerrissenen
Vogel im Zahn.

Und draußen um
Die zuckergußweiße
Säulenhalle
Die wundgefetzte
Von brüllenden Fahrgeschossen
Die leidende
Klarheit
Abend.

AUS »EWIGE STADT«

Es reden die Steine von Rom,
blühend im Neonlicht,
Im Scheine der Jupiterlampen,
eisenklirrendes Echo
Zu jedem das Gleiche und immer das alte:
nimm auf dich.
Nimm auf dich die schmerzliche
Schönheit und die Last der Vergangenheit.
Und die Schwermut des Ackers von Rom,
die die Schwermut der Welt ist.
Nimm auf dich das alte,
das nicht ausgetilgt wird
Und das neue, das nicht kommt
wie ein Weihnachtstag.
Nimm auf dich die Unrast,
den Lärm, die metallene Dürre
Und das Übermaß des Lichts,
auf das alles hinausläuft.
Nimm auf dich das Leben.
Reden hörst du des Nachts die Steine von Rom
und die Brunnen,
Die wieder fließen im Herbst,
wenn das Wasser von den Bergen kommt.
Das Lebenswasser,
von dem die Hirsche trinken.
Nimm auf dich die Liebe.

SCHLUSSWORT
DES ORDENSKANZLERS

Ich danke den Rednern, die unsere verstorbenen Mitglieder ehrten, und Herrn Bittel. Indem er die Einsicht in die Geschichte des Vorderen Orients nach rückwärts verlängerte, hat er der internationalen Wissenschaft einen Dienst erwiesen. Wir freuen uns, daß es einem Deutschen vergönnt war, diese Leistung zu vollbringen.

Die überragende Stellung, die die deutsche Wissenschaft im 19. Jahrhundert einnahm, besitzt sie nicht mehr. Zwei verlorene Kriege wirken sich furchtbar aus; andererseits floriert heute das wissenschaftliche Leben nicht nur in allen Ländern Europas, sondern auch in den anderen Kontinenten. Unser Bemühen kann also nur noch sein, auch weiterhin Beiträge zu den Erkenntnissen zu liefern, an denen heute die ganze Welt mitarbeitet. Über einen solchen von großem Belang sind Sie, meine Damen und Herren, soeben informiert worden.

Ich habe noch bekanntzugeben, daß wir heute morgen zwei inländische Mitglieder sowie ein auswärtiges hinzuwählten. Die Namen kann ich erst bekanntgeben, wenn die Gewählten sich bereit erklärt haben, die Wahl anzunehmen. Im Augenblick liegt mir auf Grund telegraphischer Anfrage und Antwort erst folgende Zusage vor:

Den Platz von Gerhard Ritter wird fortan einnehmen der Professor der Politologie in Tübingen, Herr THEODOR ESCHENBURG.

Das Ergebnis unserer weiteren Zuwahlen wird durch die Presse bekanntgemacht werden.

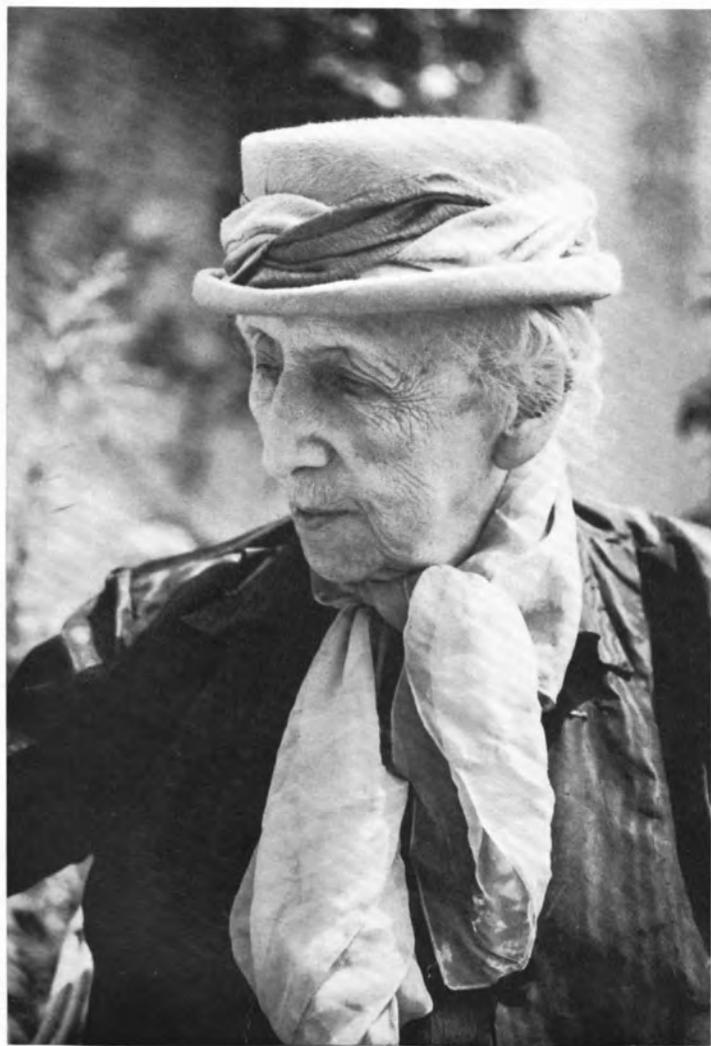
Ich schließe die diesjährige öffentliche Sitzung des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste im Einvernehmen mit unserem Protektor, dem Herrn Bundespräsidenten.

ÖFFENTLICHE SITZUNG DES
ORDENSKAPITELS
IM THEATER DER STADT BONN
4. JUNI 1969
REDEN UND GEDENKWORTE

BEGRÜSSUNG
DES ORDENSKANZLERS

Der Ordenskanzler begrüßte in der herkömmlichen Weise die Erschienenen, vor allem den Protektor des Kapitels, Herrn Bundespräsidenten Dr. h.c. Heinrich Lübke und dankte im besonderen dem Herrn Bundeskanzler Kurt Kiesinger, daß er sich trotz der Belastung mit vielen Amtsverpflichtungen eingefunden habe. Er umriß dann das Programm und erteilte dem ersten Redner das Wort.

ANNETTE KOLB
2.2.1875 – 3.12.1967



Annelle Holb

Gedenkworte für

ANNETTE KOLB

von

Carl J. Burckhardt

In dem München des Jahrhundertbeginns, im Grenzbereich zwischen der Stadt der Wittelsbach'schen Hofgesellschaft und der Stadt der Künstler, haben viele Europäer und Amerikaner, die damals durch die Bayerische Kapitale zogen, ein eigentümliches, junges Wesen getroffen, das – fremd in seiner Umwelt und dabei doch unverwüstlich bayerisch – mit äußerster Lebensenergie zugleich sehr ausdrücklich *da zu sein* und schattenhaft sich zu entziehen und wegzuhuschen pflegte.

Annette Kolb ist ein Kind Bayerns. Sie ist die Tochter eines Gartenarchitekten und Botanikers aus ältestem bayerischem Stamm und einer französischen Pianistin. Ihr ganzes Leben gehört dem heroischen Versuch, den Einklang des Menschenpaares, dem sie ihr Dasein verdankte, auf die Beziehungen zwischen ihrem Vaterland: Deutschland, und ihrer zweiten Heimat: Frankreich, zu übertragen.

Ihre Kindheit und frohe Jugend:

In einem Essay, den sie Präludium zu einem »Traumbuch« nennt, schreibt sie: »Nach einem vergnügten Abend, einem Gartenfest, mußte jedes Mädchen seine Lieblingsbeschäftigung nennen: – Lachen! – rief ich. Der Mond stand am Himmel und wir waren alle sehr jung. Ich war entzückend gewesen, wenigstens kam es mir so vor. Mein Leben versprach interessant und genußreich zu verlaufen, warum auch nicht? ›Sei nicht kleinlaut«, sagte ich nachträglich zu meinem Bild im Spiegel.«

Interessant wurde ihr Leben, genußreich wurde es nicht. In einem der schönsten unter den deutschen Romanen der ersten Jahrhunderthälfte, dem aus Andeutungen, zarten Ironien, aus ergriffenem Schweigen, nie ganz preisgebener Erkenntnis, aus phrasenloser Leidenschaft gewordenen Buche »Daphne Herbst«, hat die Dichterin das Haus ihrer Kindheit und ihre sie immer wieder bezaubernde Mutter geschildert. Bei jeder Aussage blieb Annette durchsichtig und schwebend, und alles, was sie sichtbar machte, war wie umflossen von einem nur ihr eigentümlichen Licht. Der französische Dichter Jean Giraudoux sagte einmal im Gespräch, »wir haben auch in unserer französischen Literatur wenig von dieser präzisen Leichtigkeit«, von einem Franzosen ausgesprochen heißt das ohne Zweifel viel.

In unserem Sprachbereich sagte man von ihr: »Sie hatte viel Humor«, wir müssen aber festhalten, sie hat diesen Humor nie benutzt, um Späße zu machen, sondern nur zum Vermeiden alles Grelle und Gespannten. Es handelt sich bei ihr um einen seltenen Humor des Herzens, der jede Sentimentalität tilgt und auch dem Mitleid eine verständige Würde verleiht. Mitleid empfindet sie niemals genießerisch, sondern gerecht, vor allem andern auch für sich selbst. Diese unverdrossene Kentaurin

leidet unter ihrer doppelten, ethnischen Natur, aber sie lächelt über dieses Leiden. Ihr Lächeln ist so traurig als tapfer, auch ahnungsvoll, denn es bereitet auf die Einsicht vor, erkennen zu müssen, daß die deutsch-französische Grenze, die ihr Wesen mitten entzweischneidet, auch in ihr selbst nie überschritten werden kann.

Und doch kennt sie – wie niemand sonst – das Geheimnis eines möglichen Einklangs zwischen ihren beiden Vaterländern. Sie rettet es in eine unwirkliche Sphäre hinüber, und gerade diese Sphäre wird für sie zur Wirklichkeit schlechthin. Hier lebt sie. In der Wirklichkeit der andern aber ist sie nur vorhanden wie die Fee im Haselstrauch.

In ihrer Geheimniswelt dagegen ist sie völlig gegenwärtig, willensstark und zusammengefaßt. Dort hält sie alles in bester Ordnung. Draußen aber, im Alltäglichen, ist ihr Verhältnis zum Inventar des Alltags äußerst schwankend. Hier bleibt nichts bei ihr, alles scheint sie zu fliehen: Kleidungsstücke, Handtaschen, Pässe, wichtige Briefe und ausgefertigte Checks, die ihr jemand schenkt. Sie wandelt dahin und hinter ihr schwebt ein Kometenschweif herrenloser Gebrauchsgegenstände. Niemals geht sie ihrer *endgültig* verlustig, sie wird umkreist von ihnen, der Kometenschweif wird zum Jupiterring, verengert sich zur Aura, und diese Aura zieht magisch Annettes zahlreiche Freunde an, die sich fortan nichts Besseres wünschen, als für die Dichterin bei Tag und bei Nacht zu suchen und wiederzufinden.

Solcherart, vom Zufall unwittert, schreitet sie den Weg ihrer großen Liebe. Dieser Weg führt sie schon zwischen 1914 und 1918 beinahe bis zur Verhaftung, weil das Grundmotiv, ihre Passion für Frankreich, sie ihrer Jugend wegen, nie mehr so unmittelbar erschüttert hat wie während des ersten euro-

päischen Bruderkrieges. Da stand sie einsam als Kronzeuge ihrer Treue.

Zu Beginn der Weimarer Republik ließ sich Annette Kolb am Rande des Schwarzwaldes nieder, mit dem Blick auf die Rheinebene und die Horizontlinie der Vogesen. Sie wohnte in einem kleinen Hause über den warmen Quellen Badenweilers, und dort war sie die Nachbarin des andern Deutschfranzosen, die Nachbarin ihres Freundes René Schickele, den ihr der Tod allzufrüh entreißen sollte.

Dann schrieb man 1933. Alle Freunde Annettes erschrakten, als die Dichterin nach der Machtübernahme am Kölner Rundfunk eine vehemente antinationalsozialistische Rede hielt. Schon lange hatte man sie gewarnt, hatte man ihr geraten, sich ins Ausland zu begeben. Sie war in Badenweiler geblieben. Schon hatte die Polizei, auf das Gerücht hin, daß sie sich in Berlin befinde, nach ihr gesucht. In der Nacht war sie in die Schweiz gelangt. Bald ließ sie sich in Paris nieder, dort fand sie jene stille Wohnung bei der Kirche Ste. Clotilde, die sie später nie vergessen konnte. Französische Freunde wieder, Jean Giraudoux und der so rücksichtsvoll vorsorgliche spätere Botschafter Jacques Dumaine, wußten um sie und halfen ihr zum scheinbaren, entscheidenden Schritt: Französin zu werden. Es ging dabei nicht sehr administrativ zu, ein Tintenklecks verdeckte ihr Geburtsdatum in ihrem deutschen Paß. Sie verjüngte sich um einige Jahre, um das vom Gesetz vorgeschriebene, für die Erteilung der Staatsbürgerschaft notwendige Alter durch diese Rückdatierung angeben zu können.

Jetzt glaubte sie befreit zu sein, aber die Grenze war nur in jener äußern Wirklichkeit überschritten, die für die Dichterin nicht vorhanden war. Drei Jahre lang, bis 1936 sagt sie uns, sei sie beinahe glücklich gewesen. Dann setzte bei ihr die Qual

wieder ein, der Krieg schien ihr nun unvermeidlich. Welch ein Unheil zog über ihre zwei Vaterländer herauf. Jetzt waren ihre Gedanken ständig wieder in Deutschland.

Wie sie über Vichy, knapp vor der Besetzung, nach Paris gelangte und von dort in die Vereinigten Staaten, erzählt sie uns in einer ihrer erstaunlichen schriftstellerischen Leistung »Memento«. Ihr Bericht über die Tage, in denen sie in Madrid der Verhaftung entging, gehört für mich zu den großen Leistungen unserer erzählenden Literatur. Wie eine goldene Kette fügt die Dichterin die Glieder der sogenannten Zufälligkeiten ihrer Rettung ineinander.

In den Vereinigten Staaten, die sie auf abenteuerlichen Wegen erreichte, wird sie ihrer neuen Umgebung kaum gewahr. Sie lebt eingeschlossen in die Sorge um ihre beiden Vaterländer und die zurückgelassenen Freunde. – Dann kehrt sie zurück in das Paris des Jahres 1946. Über Jahreszahlen denkt sie niemals nach, Jahre zählen nicht für sie. Das erste: Sie findet ihre Wohnung nicht wieder, so lebt sie denn bei Freunden oder hier und dort in überfüllten Hotels. Dreimal wird sie vom Mißgeschick getroffen. Sie öffnet jeweils den Wasserhahn ihrer Badewanne und begibt sich dann, ohne ihn zu schließen, für ein paar Stunden in die Stadt. Ein historischer Raum, im Erdgeschoß einer Botschaft, wird schwer beschädigt, die Stukaturen der goldverzierten Decke fließen den seidenen Tapeten entlang. Zweimal wird Annette Kolb aus ihrem Hotel verwiesen. – Das sind minimale Zwischenfälle, aber ganz anderes ist einzig wichtig! Durch die Seligkeit des Wiedersehens mit den großen Horizonten des geretteten Paris wirkt von neuem und aufs stärkste etwas, das die Dichterin nicht zur Ruhe kommen läßt: Sie sieht in der Ferne die Trümmer ihres Münchens, sieht die zerrissenen blauweißen Fahnen Bayerns.

Wie gesagt, sie ist Französin geworden, aber jetzt erinnert sich die Stadt München an ihre erstaunliche Tochter mit dem französischen Paß, und großherzig stellt sie ihr eine schöne, über dem rechten Ufer der Isar gelegene Wohnung zur Verfügung.

Annette hat immer geschrieben. Im Selbstverlag gab sie schon Aufsätze heraus, als sie noch ein Kind war. Schon damals, mitten in den deutschen Texten, standen zwei französische Essays. In sehr frühen Jahren lernte sie alle großen europäischen Sprachen verstehen. Ein erstes Aufsehen erregte ihr Buch »L'âme aux deux patries«.

Den literarischen Raum aber betrat sie mit dem Roman, für den sie den Fontanepreis erhielt: »Das Exemplar« – ein trauriges Buch, in dem die Menschen zwar gut und wie füreinander geschaffen sind und die Umstände sind es auch, aber sie passen nie aufeinander, es gibt keine auflösenden Akkorde mehr, alles wird unheimlich aneinander vorbeigeführt. Man spürt, es steht etwas bevor, in dem alles, was sich zu ebenmäßigen Figuren ineinanderzuschließen anschickte, nun von eiskaltem Hauch auseinandergeblasen wird. »Das Exemplar« ist ein Buch des Abschieds vom alten Europa, es steht im Zeichen der Trennung, der diskreten Trennung in bester, stoischer Manier – die Gestalten gehen wortlos auseinander, sie werden vom Autor nicht mit grellem Scheinwerfer angestrahlt, sondern nur merkwürdig von innen erhellt.

Sie arbeitet lebenslang mit größtem Fleiß. Ihre Produktivität versiegte nie bis zu ihrem, scheinbar nicht ganz einwandfrei festgestellten, hundertsten Lebensjahr.

Sie hinterläßt uns große Romane wie »Daphne Herbst« und »Die Schaukel«. Zu beiden Werken besitzen wir kein Vergleichbares, höchstens an gewissen Stellen überraschender-

weise einen Anklang an Wieland, dort, wo er mit sicherstem Geschmack ziseliert, wenn er Ciceros Briefe übersetzt. Annette Kolb ist und bleibt einer unserer großen Stilisten. Ihre beiden Dichtungen sind zugleich nah und fern vom eigenen Ergehen, innerhalb des Familienkreises der Autorin. Hier und dort ist eine ältere, besonders schöne und zum Glück begabte Schwester vorhanden, die der Dichterin selbst und somit der Heldin der Romane ahnungslos vieles vorwegnimmt. Dennoch sind die beiden Dichtungen voneinander sehr verschieden, sie werden durch ein völlig anderes poetisches Element hindurchgeführt. Besonders hat die Prosa der französischen Münchnerin immer auf mich gewirkt, wenn sie beim Schreiben zornig wurde. Jetzt, wo wir es oft mit Äußerungen des Zorns zu tun haben, wirken die Invektiven der mit Amerikanismen durchsetzten Protestsprache fast wissenschaftlich maßvoll, gegenüber den vielfältigen spitzen Pfeilen, die unsere Dichterin, auch nachdem sie die höchsten Stufen des Greisenalters erklimmen hatte, abzuschließen vermochte: »facit indignatio versus«. In ihrem »Beschwerdebuch«, auf dessen erster Seite sie mir schrieb: »mein einziger Bestseller, leider im voraus verpfändet«, gibt es einen Artikel, betitelt »Modejargon«, da ist die Rede von dem »dezenten Hut der Generalin«. Es wird geluncht, wehe dem, der zu Mittag äße. Der Herr im Cutaway muß shopping für Christmas gehen. Er wird bereits die First Lady der heutigen Illustrierten im Tearoom treffen. Es regnet, er trägt Pumps und wird nun Boots anlegen müssen. Der Pull-over wird naß werden, aber die Begleiterin will ihre Kasak mit Pochetten zeigen. – Was würde Annette heute sagen? An anderer Stelle beklagt sie sich über Radioleiden, über den Apparat, den sie sich angeschafft hat. Am Radio trifft sie ihre Todfeinde, nämlich die Pedanten. Warum sagt diese Ansagerin, so

ruft die Empörte, warum sagt sie »die englische Hauptstadt London«, »die österreichische Bundeshauptstadt Wien«, »die italienische Hauptstadt Rom« oder »die amerikanische Großstadt Chicago«, und nicht einfach: »London« oder was immer. Warum glaubt sie Mexiko wie Mechiko aussprechen zu müssen oder Egypten wie Ägüpten. Bald, so meint sie, werde man es nicht mehr wagen, Venedig statt Venezia zu sagen oder Florenz statt Firenze. Sie wünscht, es möchte ein Schutzverband der bereits mürrischen oder der noch reizbaren Radioinhaber gegründet werden. Die Sendestellen, so meint sie, seien nicht imstande, sich die Wehrlosigkeit des Radiobesitzers vor Augen zu halten, besonders wenn es aus dem kaum berührten Apparat plötzlich bläst, schreit, schrillt, posaunt, gellt, prasselt oder heult, anstatt zu erklingen. –

Wie es die Zwischenkriegsjahre mit sich brachten, hat Fräulein Kolb auch Biographien geschrieben. Einige, so meine ich, werden ihres intuitiven Verstehens des Gegenstandes wegen immer wieder entdeckt werden, z. B. diejenige Mozarts. Gerade die leidenschaftlichen Ungerechtigkeiten gewisser Passagen steigern die erstaunliche Vitalität der Prosa. Wie hat Annette Konstanze Mozart gehaßt. Wie nur eine Frau diejenige hassen kann, der sie nicht verzeiht, den von ihr selbst Angebeteten unglücklich gemacht, seine Größe nicht verstanden zu haben. Das lodert nur so wie brennendes Fichtenholz und der Widerschein einer herrlichen Subjektivität beleuchtet das Standbild, das hier errichtet wird von allen Seiten, und läßt es so plastisch werden, daß man erschrecken könnte. *Immer* nimmt die Autorin Partei und zwar so heftig, daß sie einen zwingt, ihren König Ludwig II. von Bayern zu bewundern. Überschreibt sie ein Buch »Kleine Fanfare«, so schlagen einem, kaum hat man die erste Seite geöffnet, Fanfarentöne entgegen. An allem Zeit-

geschehen nimmt sie teil, nicht immer, um es zu verstehen, sondern um eines der von ihr so verabscheuten Modeworte zu gebrauchen, vollständig engagiert, oft bis zur Tollkühnheit.

Aber sie kann auch anders, sie kann bisweilen objektiv bleiben, so in dem historisch so wertvollen Bande, in dem sie ihrem lebenslangen Berater, dem Vertreter bester diplomatischer Tradition »Barrère«, ein geschichtlich sehr genaues, ausführliches und diesmal leidenschaftsloses Zeugnis ausstellt, ihm, dem Manne, der ein Rezept für die Versöhnung zweier Nachbarvölker glaubte gefunden zu haben und nie aufgehört hat, der platonischen Idee eines deutsch-französischen Ausgleichs zu dienen.

Nun, auch das von ihm verfolgte Ziel ging vorüber, ohne daß eine Möglichkeit sich gezeigt hätte, es mit beiden Händen zu ergreifen. Gerade auf dem Gebiet der verfehlten Gelegenheiten liegt ein großer Gegenstand dieser Dichterin. Vorübergehende Gelegenheiten, jenes gewisse »Beinah«, das sich dann immer wieder in einstige Hoffnungen verwandelte. Die Hoffnungen entflatterten wie die immer leichter werdenden Geldscheine, die Annette aus fahrenden Mietswagen oder Bahncoupés von unfäßlichen Wirbelwinden entrissen wurden und dann in weitem Bogen schließlich doch zurückgetragen und ihr in den Schoß fielen; oft zu spät.

In ihrem privaten Leben ist ihr vieles entgangen. Wenn sie jedoch von Vermissten spricht, so vermißt sie lange vor ihr weggegangene Gestalten und merkwürdig, wenn sie von früheren Glücksmomenten redet, so stellen sich diese Momente, als sonderbare Erfüllungen, immer wieder bei ihr ein. Sie hat vieles in richtiger Weise vorausgesehen und vorausgesagt, das Vergangene aber blieb immer Gegenwart für sie. Tiefernst redet sie von Toten, als spräche sie von Lebenden. Das ist ihre

Größe: das Aufrufen der verschwundenen Gestalten und ihr Erscheinen, als trenne sie nichts von uns.

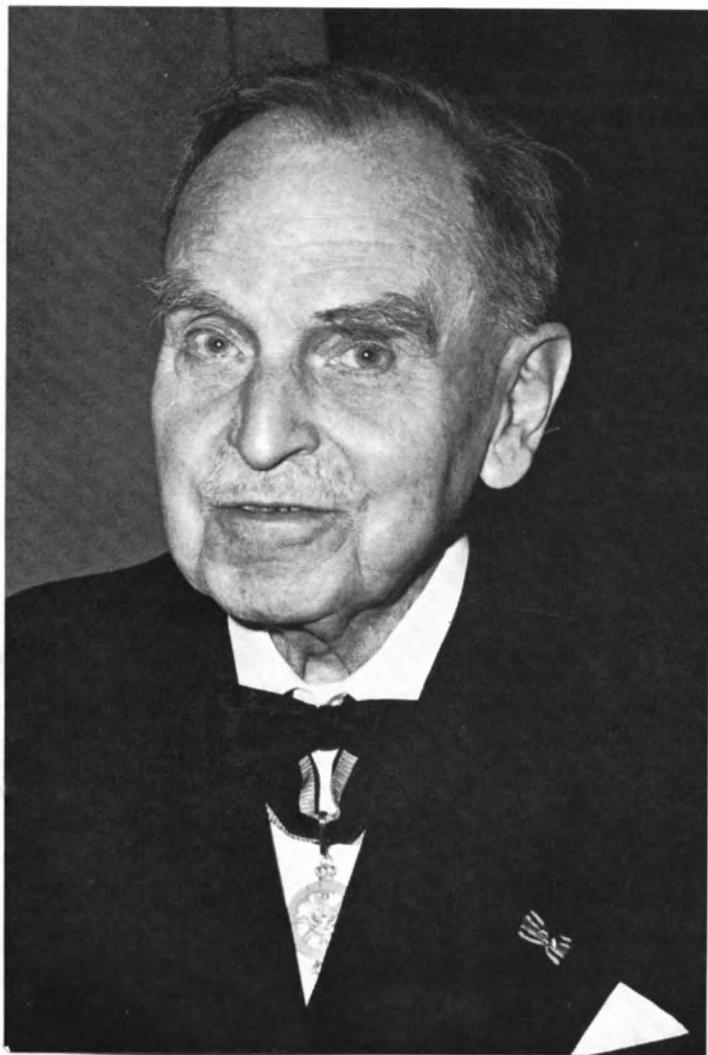
Unsere so musikalische Dichterin ist immer durch unzählige kleine Wunder bewahrt worden, deren tiefer Sinn, wenn dieser von andern begriffen würde, schließlich vielleicht unmerklich ein großes Wunder bewirken könnte. Dieses Wunder ist in der Parabel von den Blumen auf dem Felde enthalten. Auf wenig Menschen, die ich gekannt habe, findet dieses Gleichnis eine schönere Anwendung als auf die Frau, deren wir heute gedenken durften.

OTTO HAHN

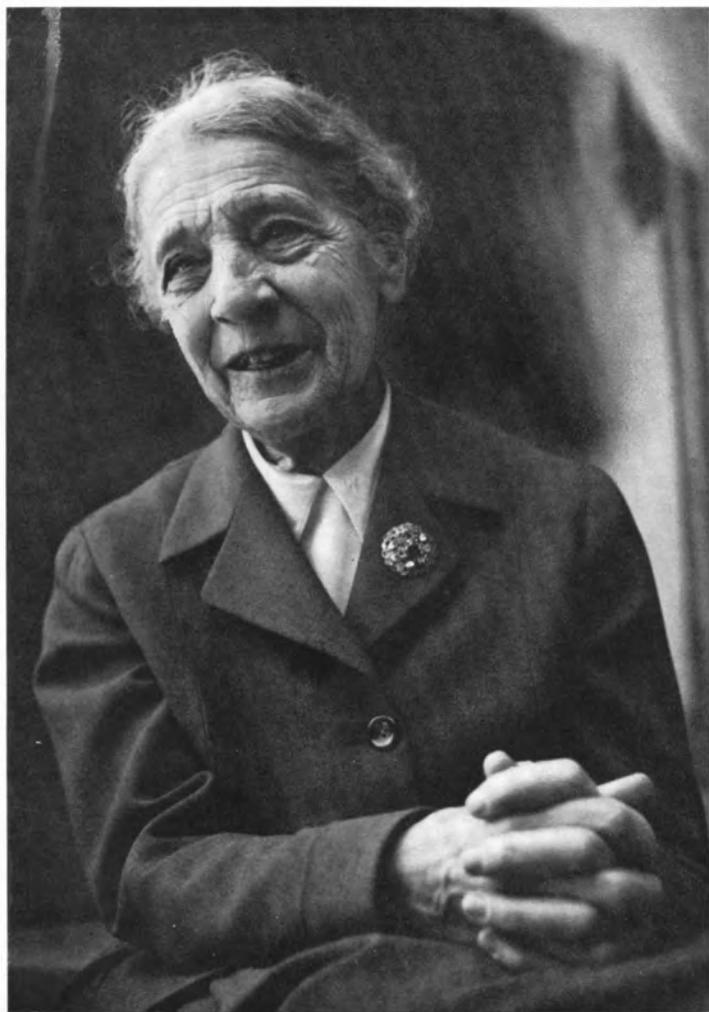
8.3.1879 – 28.7.1968

LISE MEITNER

7.11.1878 – 27.10.1968



Otto Kahn



Lise Meitner

Gedenkworte für

OTTO HAHN

und

LISE MEITNER

von

W. Heisenberg

Es ist ungewöhnlich, in einem Nachruf zweier Persönlichkeiten zugleich zu gedenken. Aber wenn diese beiden Persönlichkeiten so eng und freundschaftlich zusammengearbeitet haben wie Otto Hahn und Lise Meitner, wenn sie als Atomforscher in den 30 wichtigsten Jahren ihres Lebens am gleichen Institut dem gleichen Problem, der Untersuchung der radioaktiven Stoffe und ihrer Strahlungen, nachgegangen sind, so mag eine Ausnahme gerechtfertigt scheinen. Beide haben für eine Reihe von Jahren unserem Orden angehört. Auch der äußere Ablauf ihres Lebens war in mancher Hinsicht ähnlich. Die Geburts- und die Todesdaten liegen jeweils nur wenige Monate auseinander. Dazwischen liegt eine Zeitspanne von fast 90 Jahren, in denen sich die Welt wohl schneller und radikaler verändert hat als je zuvor in einem vergleichbaren Intervall – und diese

Veränderungen waren zu einem nicht geringen Teil eine Folge der Arbeiten der beiden Forscher, vor allem der Entdeckung der Uranspaltung durch Otto Hahn.

Die Zusammenarbeit begann im Jahre 1907 in Berlin. Die 30 Jahre vorher hatten Hahn nach seiner Schulzeit in Frankfurt am Main und einem Studium der Chemie in Marburg und München schließlich nach London zu Sir William Ramsay geführt, der sich für radioaktive Stoffe interessierte. Dieses Gebiet war für Hahn völlig neu. Aber er eignete sich die erforderlichen Methoden mit eisernem Fleiß an, und schon in der ersten Untersuchung, die er im Auftrag Ramsays ausführte, entdeckte er ein neues Element, das Radiothor. Dieser Erfolg bestimmte seinen weiteren Lebensweg. Hahn entschloß sich, in der Wissenschaft zu bleiben und Radiochemiker zu werden. Zu diesem Zweck trat er zunächst in das Laboratorium von Ernest Rutherford in Montreal ein, der damals als der erfolgreichste Forscher auf dem Gebiet der Radioaktivität galt. Dort entdeckte Hahn in den wenigen Monaten, in denen er in Montreal arbeitete, zwei wichtige radioaktive Stoffe, das Thorium C und das Radioaktinium. Mit diesen Voraussetzungen an Erfahrungen und Erfolgen begann er dann 1907 seine Arbeit am Institut von Emil Fischer in Berlin.

Lise Meitner war auf etwas anderen Wegen nach Berlin gekommen. Sie war 1878 in Wien geboren und ging dort zur Schule. Sie bereitete sich privat aufs Abitur vor, um – was damals für eine Frau sehr ungewöhnlich war – die Berechtigung zum Besuch der Universität zu erlangen, und entschloß sich zum Studium der Physik. In Wien war um jene Zeit das Interesse für das neu erschlossene Gebiet der Radioaktivität durch die Uranvorkommen in Joachimsthal geweckt worden. Stephan Meyer veranlaßte Lise Meitner zu einer Untersuchung

über die Absorption von α - und β -Strahlen in Metallen. Aber ihr eigentliches Interesse galt damals noch der theoretischen Physik, und nach dem Tode Ludwig Boltzmanns, der ihr wichtigster Lehrer gewesen war, beschloß sie, zu Max Planck zu gehen, um bei ihm in die neuesten Probleme der theoretischen Physik einzudringen. So kam sie nach Berlin und geriet schnell in einen sehr lebendigen Kreis ausgezeichneter junger Physiker – Franck, Hertz, Pohl, Regener arbeiteten damals in Berlin – und dort lernte sie auch Otto Hahn kennen. Da sie neben ihren theoretischen Studien die experimentelle Arbeit nicht ganz aufgeben wollte, ließ sie sich von Otto Hahn zu einem gemeinsamen Versuch überreden, der dann die 30jährige Zusammenarbeit begründete.

Vielleicht sollte man schon an dieser Stelle die Frage aufwerfen, ob in der gemeinsamen Forschungsarbeit später jeder der beiden Partner die Rolle gespielt hat, die ihm durch die Vorgeschichte zugewiesen war. Hahn hatte seine Erfolge vor allem, so scheint es mir, seinen charakterlichen Qualitäten zu danken. Seine unermüdliche Arbeitskraft, sein eiserner Fleiß im Erwerben neuer Kenntnisse, seine unbestechliche Ehrlichkeit erlaubten ihm, noch genauer und gewissenhafter zu arbeiten, noch selbstkritischer über die eigenen Versuche zu denken, noch mehr Kontrollen durchzuführen als die meisten anderen, die in das Neuland der Radioaktivität eindrangten. Lise Meitners Beziehung zur Wissenschaft war etwas anders. Sie fragte nicht nur nach dem ›Was‹, sondern auch nach dem ›Warum‹. Sie wollte verstehen, was bei der radioaktiven Strahlung geschah, warum einmal ein Elektron, ein anderes Mal ein α -Teilchen oder γ -Strahl vom Atomkern ausgesandt wurde, sie wollte den Naturgesetzen nachspüren, die in diesem neuen Gebiet am

Werke waren. Ihre Stärke war also die Fragestellung und dann die Deutung des angestellten Versuchs. Man wird annehmen dürfen, daß auch in der späteren gemeinsamen Arbeit Lise Meitner einen starken Einfluß auf die Fragestellung und die Deutung der Experimente ausgeübt hat und daß Hahn sich vor allem für die Gründlichkeit und Sorgfalt beim Experimentieren verantwortlich fühlte. Aber sehr sichtbar wurde diese Aufteilung in den gemeinsamen Veröffentlichungen nicht. Hahn und Meitner vertauschten im Jahr 1912 ihre beengten Räume in der sogenannten Holzwerkstatt des chemischen Universitätsinstituts mit den geräumigeren Laboratorien im neu eingerichteten Kaiser-Wilhelm-Institut für Chemie in Berlin-Dahlem. Die Arbeit dort wurde bald darauf durch den Ersten Weltkrieg unterbrochen, den Hahn als Reserveoffizier an der Front, Lise Meitner als Röntgenassistentin in österreichischen Kriegskrankenhäusern mitmachte. Gegen Ende des Krieges kehrten beide nach Berlin zurück, und schon 1918 folgte eine wichtige gemeinsame Arbeit, die Entdeckung des Protaktiniums. An weiteren bedeutenden Erfolgen des nächsten Jahrzehnts seien die sorgfältige Analyse des β -Zerfalls und der γ -Strahlstreuung durch Lise Meitner, die Entdeckung der Kernisomerie durch Otto Hahn genannt. Es ist vielleicht wichtig, darauf hinzuweisen, daß noch in den zwanziger Jahren das von Hahn und Meitner bearbeitete Feld der Radioaktivität als ein etwas ausgefallenes, nicht allzu ergiebiges Gebiet der Physik, speziell der Atomphysik, galt. Im Zentrum des Interesses standen damals die Physik der Atomhülle, die Bohrsche Theorie und die Lehre vom Planckschen Wirkungsquantum. Selbst als es 1919 Lord Rutherford gelungen war, durch Beschießung einzelner Atomkerne mit α -Strahlen Stickstoff in Sauerstoff umzuwandeln, dachte man noch nicht ernstlich an

eine in größerem Maßstab betriebene Physik der Atomkerne. Wer in jenen Jahren die Hahn-Meitnerschen Laboratorien in Dahlem betrat, hatte den Eindruck einer im bescheidenen Rahmen betriebenen Spezialarbeit, und dieser Eindruck wurde unterstützt durch die stets fröhliche Bescheidenheit Otto Hahns und die liebenswürdige Zurückhaltung Lise Meitners.

Eine Wendung trat erst ein, als im Jahr 1932 die Hochspannungseinrichtungen für die Kernphysik eingesetzt werden konnten, als das Neutron entdeckt worden war und als durch Beschießung mit Neutronen viele neue künstlich-radioaktive Stoffe erzeugt werden konnten. Hahn und Meitner widmeten sich nun, das heißt seit Mitte der dreißiger Jahre, der Erforschung der Stoffe, die man durch Beschießung von Uran mit Neutronen herstellen kann; und diese Arbeiten führten schließlich zu der größten, folgenschwersten Entdeckung Otto Hahns.

Die Physiker gingen damals von der durch Erfahrung wohl-begründeten Annahme aus, daß bei einer solchen Beschießung des Atomkerns mit Neutronen nicht allzuviel geschehe. Nach der Anlagerung des Neutrons an den Kern würden ein oder höchstens einige radioaktive Zerfälle mit β - oder α -Strahlen folgen. Die Folgeprodukte sollten also im periodischen System der Elemente in der Nachbarschaft des beschossenen Elements, hier des Urans, zu finden sein. So hatten sich bisher alle derartigen Versuche deuten lassen. Niemand gab sich die Mühe nachzusehen, ob diese Annahme auch nach den damaligen theoretischen Kenntnissen vom Atomkern wirklich berechtigt war; ob sich nicht bei den schweren Atomkernen, an der Grenze des periodischen Systems der Elemente, viel radikalere Umwandlungen vollziehen könnten. Die experimentellen Ergebnisse beim Uran waren zunächst sehr verwirrend. Es gab

mancherlei Kontroversen zwischen den verschiedenen Laboratorien, die auf diesem Gebiet arbeiteten; und viele falsche Deutungen guter Experimente.

Die Untersuchungen in Berlin wurden erschwert durch die politische Unruhe und Unsicherheit. Lise Meitner geriet durch die Besetzung Österreichs durch deutsche Truppen im Jahre 1938 in die politische Gefahrenzone und mußte aus Deutschland fliehen. Damit fand die 30jährige Zusammenarbeit zwischen Otto Hahn und Lise Meitner äußerlich ein trauriges Ende.

Wenige Monate später gelang Hahn und seinem Mitarbeiter Straßmann der entscheidende Schritt. Sie konnten nachweisen, daß unter den Folgeprodukten des mit Neutronen beschossenen Urans das Element Barium auftritt, und das bedeutete, daß der Uranatomkern in zwei nicht genau gleich große Hälften gespalten worden war. Lise Meitner erhielt als erste außerhalb Berlins durch Hahn die Nachricht von diesem Ergebnis, und sie konnte zusammen mit ihrem Neffen Robert Frisch auch nach wenigen Tagen die richtige physikalische Deutung geben. Insoweit wäre man geneigt, die Entdeckung der Uranspaltung als letzte Krönung der jahrelangen Zusammenarbeit der beiden Forscher anzusehen.

Aber vielleicht ist das doch noch nicht die ganze Wahrheit. Wenn man Hahn beim Glase Wein nach dieser Seite seiner Entdeckung fragte, konnte ihm die Äußerung entschlüpfen: »Ich weiß nicht; ich fürchte, Lischen hätte mir die Uranspaltung verboten.« An dieser Stelle kam nun doch wieder der Unterschied zum Vorschein, von dem vorhin die Rede war. Lise Meitner dachte in Zusammenhängen. Sie wußte, daß die Neutronenbeschießung bei allen anderen Atomkernen so verlief, wie wir das vorher geschildert haben, und sie war daher

nicht geneigt, die neuen verwirrenden Ergebnisse beim Uran grundsätzlich anders zu interpretieren. Hahn aber wollte nur wissen, was wirklich geschah. Und als der Verdacht auftauchte, es könne Barium unter den Folgeprodukten auftreten, konzentrierte er seine ganze Erfahrung, seine äußerste Sauberkeit des Experimentierens, auf diese eine Frage, und er fand, daß es sich um Barium handelte. Was an anderen Atomkernen geschah, mußte dafür gleichgültig sein.

Über die Bedeutung der Hahnschen Entdeckung etwas zu sagen ist hier unnötig. Mit ihr ist der Übergang ins Atomzeitalter vollzogen worden. Hahn selbst hat sich an der technischen Ausnützung der Uranspaltung zur Gewinnung von Atomenergie nie beteiligt. Die kriegerische Anwendung dieser Technik hat ihn aufs schwerste getroffen, und die politischen Folgen hat er eben als Faktum der Weltgeschichte hinnehmen müssen.

Die Kriegs- und Nachkriegsjahre hat Lise Meitner in Stockholm verbracht, wo sie zunächst am Nobelinstitut für Physik arbeiten konnte. Später erhielt sie eine kleine selbständige Abteilung an der Technischen Hochschule Stockholm und übte dort eine akademische Lehrtätigkeit aus. Erst in hohem Alter zog sie nach Cambridge in England, in die Nachbarschaft ihres Neffen, des Kernphysikers Robert Frisch.

Otto Hahn hat nach dem Kriege zwar seine Wissenschaft im eigentlichen Sinne nicht wieder aufgenommen. Aber er war bereit, am Wiederaufbau der Wissenschaft in Deutschland mitzuwirken, solange seine Kräfte dazu reichten. Er übernahm im Jahre 1948 das Präsidium der nun unter dem Namen Max-Planck-Gesellschaft wiedergegründeten Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, und hier kamen noch einmal die charakterlichen Qualitäten zur vollen Wirksamkeit, die auch zu seinem wissen-

schaftlichen Erfolg so viel beigetragen hatten. Bevor er das Amt übernahm, kamen ihm viele Zweifel, und er beriet sich mit seinen Freunden: »Ich weiß nicht, ob ich das kann; ich verstehe doch gar nichts von den anderen Wissenschaften; ich habe doch noch nie mit Politikern verhandelt; ich habe das doch nicht gelernt.« So etwa lauteten seine Skrupel. Aber nachdem er das Amt übernommen hatte, halfen ihm seine angeborene Liebenswürdigkeit und die allem politischen Vorurteil ferne Sachlichkeit seines Denkens über manche Verhandlungsschwierigkeit hinweg. Er konnte gespannte Situationen durch ein Scherzwort auflösen, und er gewann sich oft die Herzen selbst derer, die andere Wege gehen wollten als er. In der Aufbauzeit kam es gelegentlich auf schnelle Entschlüsse an. Hahn traf nicht selten wichtige Entscheidungen, ohne irgendwelche Gremien zu fragen. Er freute sich, wenn er damit Erfolg hatte. Dabei geriet er manchmal in einen Zwiespalt, der ihm zu schaffen machte. Es war eine Folge seiner eigenen Entdeckung, daß die Mittel, die für die Ausrüstung eines wissenschaftlichen Instituts besonders in der Kernphysik ausgegeben werden mußten, um ein Vielfaches höher waren als in der Zeit vor dem Kriege. Er wollte sich aber beim Wiederaufbau der Max-Planck-Gesellschaft nach dem Bild der alten Kaiser-Wilhelm-Institute richten, die zwar für die damaligen Verhältnisse eine reichliche, im Vergleich zu den Notwendigkeiten der neuen Zeit aber eine äußerst bescheidene Ausrüstung besessen hatten. Hahn hatte keine rechte Freude an der enormen Expansion des wissenschaftlichen Betriebs, deren Unvermeidlichkeit er einsah, die er aber nur ungern mit seinem Namen deckte. Im ganzen hat ihm trotzdem die aktive Teilnahme am Wiederaufbau Freude gemacht, und am Ende seiner Amtszeit war er stolz auf die Max-Planck-Gesellschaft und das wissenschaftliche

Leben in ihren Instituten, die unter seinen Händen entstanden waren.

Hahns Freundschaft mit Lise Meitner blieb auch in den Jahrzehnten nach dem Kriege bestehen. Hahn lud sie oft zu den Feiern der Max-Planck-Gesellschaft oder zu ähnlichen Gelegenheiten ein, und Lise Meitner kam gerne nach Deutschland. Sie besuchte mit Freude die Stätten ihrer früheren Wirksamkeit. Wer mit ihr sprach, spürte, daß keine Spur von Bitterkeit über die Ereignisse von 1938 bei ihr übriggeblieben war. Auch bei ihr hatten, wie bei Otto Hahn, wohl die menschlichen Qualitäten einen entscheidenden Anteil am wissenschaftlichen Erfolg; und gerade wenn man diese Seite des Wirkens der beiden Persönlichkeiten bedenkt, wird begreiflich, daß von ihrer gemeinsamen Forschungsarbeit eine Veränderung des Zeitalters ohnegleichen ausgegangen ist.

ALFRED KÜHN

22. 4. 1885 – 22. 11. 1968



Alfred Kühn

Gedenkworte für

ALFRED KÜHN

von

Adolf Butenandt

Als ich mich zum Sommersemester 1924 nach Abschluß der biologischen Grundausbildung an der Universität Marburg von meinen dortigen akademischen Lehrern verabschiedete, weil ich mein Studium in Göttingen fortzusetzen beabsichtigte, sagte mir der höchst originelle Zoologe Professor Tönniges: »In Göttingen wird es für Sie sehr interessant sein. Hier in Marburg haben Sie die Tiere kennengelernt, die derzeit auf der Erde wirklich existieren – bei Professor Alfred Kühn in Göttingen werden Sie nunmehr Geschöpfe kennenlernen, die es in der Wirklichkeit nicht gibt.«

Die in diesem scherzhaft erscheinenden Worte liegende Wahrheit wurde dem jungen Studierenden bei der Begegnung mit seinem neuen akademischen Lehrer Alfred Kühn in dessen

Vorlesungen klar. Während an fast allen deutschen Universitäten jener Zeit die Biologie – streng nach Botanik und Zoologie unterschieden – noch als deskriptive Wissenschaft gelehrt und betrieben wurde, bot Alfred Kühn – seit 1920 Ordinarius für Zoologie und Vergleichende Anatomie an der Universität Göttingen – seinen Studenten Vorlesungen über Grundprobleme der Biologie. Mit diesen Vorlesungen, die ihren Niederschlag in seinen bekannten und weit verbreiteten Lehrbüchern, vor allem dem »Grundriß der Allgemeinen Zoologie« (17. Auflage, 1968) und dem »Grundriß der Vererbungslehre« (4. Auflage, 1965), fanden, bahnte Alfred Kühn den Weg zu einer Allgemeinen Biologie, die heute zum selbstverständlichen Inhalt von Lehre und Forschung an unseren Universitäten geworden ist.

Die prägende Kraft dieser Vorlesungen war groß; sie wurden für Generationen von Biologen, Naturwissenschaftlern und Medizinern zu einem unvergleichlichen Erlebnis während ihres Studiums. Wie sehr würde sich die deutsche Universität selbst verarmen, wenn sie für alle Zeit sämtliche sogenannten »Großen Vorlesungen« aus ihrem Unterrichtsstil verbannen sollte!

In Kühns Vorlesung über »Allgemeine Zoologie« wurden die Stämme und Klassen der Tiere in Gestalt von Typen, von idealisierten Bauplänen, vorgestellt. Man lernte »das Schema« eines Säugetieres, eines Vogels, eines Weichtieres, eines Gliedertieres und dergleichen kennen. Das eben waren jene »Geschöpfe, die es in der Wirklichkeit nicht gibt«.

Im Entwerfen dieser idealisierten Schemata offenbarte sich der kennzeichnende Wesenszug des Biologen Alfred Kühn, hinter der verwirrenden Mannigfaltigkeit des Besonderen, dem durchaus seine ganze Liebe und Beobachtungsschärfe zuge-

wandt war, das Allgemeine zu sehen. In diesem Wesenszug lag die Quelle seiner ungewöhnlichen didaktischen Begabung und seines Spürsinns für grundlegende, experimentell lösbare Probleme. Künstlerische Begabung, umfassendes philosophisches, historisches und naturwissenschaftliches Wissen, eine Meisterschaft im Experiment, lauterer Streb, ein fröhliches Temperament und eine unmittelbare Beziehung zum Tier traten dem kritisch analysierenden Verstand an die Seite.

Der stets bis in die letzten Tage seines Lebens Schaffende wurde zu einem der großen Biologen dieses Jahrhunderts. Er gehört zu den Naturforschern, die Geschichte gemacht haben und deren Name und Werk weiterleben werden.

Alfred Kühn wurde 1885 in Baden-Baden geboren. Er studierte in Freiburg, wo er durch den Darwinisten August Weismann und den Physiologen v. Kries entscheidend geprägt wurde. Seine wissenschaftlichen Interessengebiete waren vom Anfang seiner Laufbahn an weit gespannt. Von der beschreibenden Gestalt der Tiere – er hat sie meisterhaft selbst zeichnend dargestellt – über die vergleichende Entwicklungsgeschichte der Tiere, die Funktion ihrer Sinnesorgane und über die Orientierung der Tiere im Raum, stellte er zuletzt die Frage nach der Ursache für den Ablauf von Einzelschritten in der Entwicklung des Individuums.

Von 1920 bis 1957 war Alfred Kühn Ordinarius an der Universität Göttingen. Dann folgte er einem Ruf an das Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie in Berlin-Dahlem, wo er gemeinsam mit Fritz v. Wettstein und Max Hartmann die großen Traditionen eines Carl Erich Correns, Hans Spemann und Richard Goldschmidt fortsetzte. Der begeisterte und begeisternde Lehrer hatte das nach seinen Ideen gestaltete Göttinger

Zoologische Institut verlassen, noch ehe die Realisierung seiner Berufung in die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft feststand: er war erschreckt und gekränkt über die politische Beeinflussung der Universitäten durch den Nationalsozialismus und die Unbelehrbarkeit der politisch irreführenden Studenten. Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft konnte ihm eine neue wissenschaftliche Heimat geben, in der er ohne jede Beschränkung und Störung sein wissenschaftliches und menschliches Leben leben konnte. Dem Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie blieb Alfred Kühn treu; nach dem Krieg baute er es als Max-Planck-Institut für Biologie in Tübingen neu auf und arbeitete dort zuletzt in einem ihm als Emeritus eigens noch eingerichteten Laboratorium bis wenige Tage vor seinem Tode am 22. November 1968.

Dankbar müssen wir vermerken, daß er nach dem Kriege 5 Jahre lang zusätzlich an der Universität Tübingen wieder ein Lehramt übernahm, um der aus dem Kriege heimkehrenden Jugend zu helfen, den Weg zur wissenschaftlichen Wahrheitsfindung und zu den wahren menschlichen Werten, zur Ehrfurcht vor dem Leben, zur Achtung des anderen und zu echter Toleranz sowie zur Mitarbeit an einem neuen staatlichen Gemeinwesen zu finden. Er war Vorbild, das respektiert, verehrt, geliebt, in seiner unerbittlichen Strenge und Härte im Sachlichen auch gefürchtet wurde. Studenten, die ihn in der Vorlesung durch Zuspätkommen oder Unaufmerksamkeit störten, hatten es nicht leicht: ein gezielter Wurf mit einem Stück Kreide war leichter zu ertragen als ein hartes Wort von nachhaltiger erzieherischer Wirkung. Wer von seinen Schülern könnte etwa den Anschlag vergessen, den er im Treppenhaus seines buntfarbig ausgestalteten Göttinger Instituts anbrachte: »Wohlerzogene Menschen werfen keine Zigarettenstummel,

Papierschnitzel und dergleichen auf den Fußboden. Anderen verbiete ich es hiermit ausdrücklich.«

Während unserer gemeinsamen Jahre in Berlin-Dahlem und Tübingen fanden er und ich uns zu einer engen wissenschaftlichen Zusammenarbeit. Der von mir verehrte und bewunderte Lehrer während meiner Göttinger Studienzeit bot mir – dem Altersunterschied zum Trotz – echte Partnerschaft in Gedanken und Experimenten, aus der sich ein Vertrauensverhältnis entwickelte, dem er selbst in den letzten Jahren den Namen Freundschaft gab.

Wie wird eine in den Erbfaktoren des Zellkerns enthaltene Information realisiert? Wie prägen Gene die ihnen zugeordneten Außenmerkmale eines Organismus aus? Das war die Frage, die wir uns stellten, nachdem sie durch scharfsinnige Beobachtungen Alfred Kühns an verschiedenen Rassen der Mehlmotte experimentell angreifbar und damit schrittweise lösbar war. Das Ergebnis unserer gemeinsamen Arbeiten lag in der Erkenntnis, daß bestimmte Erbfaktoren die Zelle zur Synthese bestimmter Biokatalysatoren, sogenannter Enzyme oder Fermente, befähigen. Verallgemeinert bedeutet dieser Befund, daß bestimmte Gene die Zelle zur Herstellung bestimmter spezifischer Eiweißstoffe befähigen; er eröffnete den Zugang zum vollen Verständnis der Wirkungsweise der Erbfaktoren in der Individualentwicklung, wie sie uns heute durch die Lehre der Molekulargenetik vermittelt wird.

Diese Entwicklung mag als einziges Beispiel dafür dienen, wie Alfred Kühn es verstand, das Tor zu ganz neuen Bereichen unserer Erkenntnis zu öffnen.

Alfred Kühn ergänzte sein umfassendes experimentelles Werk durch historische Abhandlungen, die besonders geeignet sind,

den Reichtum seines Wissens und seinen Sinn für ordnende Prinzipien erkennen zu lassen.

Hohe Auszeichnungen, viele akademische und staatliche Ehrungen wurden ihm zuteil. Durch seine Wahl in das Kapitel des Ordens Pour le mérite fühlte er sich besonders ausgezeichnet. Wir dürfen stolz darauf sein, daß er sich mit Freude zu uns bekannte. Wer ihn erleben, gar an seinem Leben Anteil nehmen durfte, wird immer dafür dankbar sein, daß uns dieser wahrhaft Große im Geiste geschenkt wurde.

HENRY HALLETT DALE

9.6.1875 – 23.7.1968



Henry H. Dale

Gedenkworte für

HENRY HALLETT DALE

von

Lord Alexander Todd

When we examine the history of science we find that its course is marked by the occurrence at intervals of the names of men who through their work and influence stand out like beacons pointing the way ahead. Such a man was Henry Hallett Dale. His long and active life covered a period of fantastic advances in science and his own researches were responsible directly or indirectly for many of those made within the broad areas of physiology and medicine. This is not the occasion to discuss in detail his scientific work, but there are some features of it which should be mentioned since they serve to illustrate his peculiar genius.

Viewed in retrospect the striking thing about his work is that all his greatest discoveries stemmed from his early work on the ergot fungus which he began when as a young research scientist

he joined the staff of the Wellcome Laboratories in 1906. In examining the pharmacological behaviour of ergot extracts at different times and from different sources, he occasionally obtained unexpected and even anomalous results. These deviations from the normal might have been passed over as insignificant by a lesser man, but not by Dale. His faith in the validity of his experimental observations and his passionate desire to understand the phenomena of nature led him to investigate each and all of them. And what a harvest he reaped from these investigations which led him on from the discovery of the adrenaline-blocking action of ergot, to the oxytocic action of pituitary extract and the discovery and study of tyramine, histamine and acetylcholine. It was from these that he was later to make his great contributions in fields such as allergy and, perhaps his greatest triumph, the recognition of acetylcholine as the chemical transmitter of nerve effects in animals – work for which he received, jointly with his friend Otto Loewi, the Nobel Prize for Physiology and Medicine in 1936. These and his other discoveries Dale used to say were due to lucky accidents; this may have been so, but it is a mark of the great scientist that he not only carries out the kind of experiments which provide such accidents, but that he also recognises their significance when they occur.

During his career as Director of the National Institute for Medical Research he attracted to his laboratory a host of young men and women of whom many subsequently became leaders in the scientific community of their own country. With all of them he maintained contact, followed their careers closely, was ever generous in praise of their work, and rejoiced with them in their success. They in turn sought his advice and valued his criticism even in his later years. His mind remained astonish-

its abuse for political or military purposes. His creed is epitomised in his own words – “I still believe that freedom of scientific knowledge among nations should be the aim of national policy. I still believe that the true spirit of science working in freedom, seeking only truth and fearing only falsehood and concealment, would still offer a lofty and austere contribution to man’s moral equipment, which the world cannot afford to lose.”

These are the words of a man who possessed in full measure both wisdom and humanity, surely the greatest of human virtues.

Übersetzung der Gedenkworte für

HENRY HALLETT DALE

von

Lord Alexander Todd.

Da am Kommen verhindert,

verlesen von

Adolf Butenandt

Die Geschichte der Wissenschaften ist gekennzeichnet durch das periodische Erscheinen von Männern, die durch ihr Werk und ihren Einfluß gleich Leuchtfeuern den Weg vorwärts weisen. Henry Hallett Dale war solch ein Mann. Sein langes und aktives Leben verlief in einer Periode phantastischer Fortschritte der Wissenschaften, und seine eigenen Forschungen waren direkt und indirekt richtungweisend für vieles auf dem weiten Gebiet der Physiologie und Medizin. Hier kann sein wissenschaftliches Werk nicht im einzelnen gewürdigt werden, es sollen nur einige Besonderheiten erwähnt werden, die seinen Genius vergegenwärtigen.

Rückblickend kann man sagen: Das Bemerkenswerte an seinem Werk besteht darin, daß alle seine großen Entdeckungen sich von seinen frühen Arbeiten über den Pilz des Mutterkorns herleiten, Arbeiten, die er begann, als er sich als junger Wissenschaftler der Arbeitsgruppe der »Wellcome Laboratories« im Jahre 1906 anschloß. Während seiner Untersuchungen über die pharmakologische Wirkung von Mutterkorn-Extrakten verschiedener Herkunft und zu verschiedenen Zeiten fand er eines Tages unerwar-

tete, ja ungewöhnliche Ergebnisse. Diese Abweichungen vom Normalen wären vielleicht von einem Geringeren als insignifikant verworfen worden, nicht aber von Dale. Sein Vertrauen auf die Richtigkeit seiner experimentellen Beobachtungen und sein leidenschaftlicher Wunsch, die Phänomene der Natur zu verstehen, trieben ihn dazu, allem und jedem nachzugehen. Und was für einen Ertrag konnte er aus diesen Untersuchungen ernten, die ihn von der Erforschung der adrenalinblockierenden Wirkung von Mutterkornextrakten zur Oxytocinwirkung von Hypophysenextrakten und zur Entdeckung und zur Untersuchung von Tyramin, Histamin und Acetylcholin führten! Diese Voraussetzungen ließen ihn später große Beiträge auf dem Gebiete der Allergie vollbringen, und sie führten ihn zu seinem vielleicht größten Triumph, der Entdeckung des Acetylcholins als chemischen Überträger von Nervenreizen im tierischen Organismus – einer Arbeit, für die er zusammen mit seinem Freund Otto Loewi den Nobel-Preis für Physiologie und Medizin im Jahr 1936 erhielt. Dale pflegte zu sagen, daß er diese und andere seiner Entdeckungen glücklichen Zufällen verdankte; das mag so gewesen sein, aber es ist das Kennzeichen eines großen Wissenschaftlers, daß er nicht nur Experimente ausführt, die solche Zufälle mit sich bringen, sondern daß er auch deren Bedeutung erkennt, wenn sie ihm begegnen.

Während seiner Laufbahn als Direktor des National Institute for Medical Research zog er an sein Laboratorium eine große Schar junger Männer und Frauen aus aller Welt, von denen manche später führend in der wissenschaftlichen Gemeinschaft ihres Landes wurden. Mit allen von ihnen blieb er in Verbindung, verfolgte teilnehmend ihre Laufbahn, hat ihre Arbeit stets großzügig anerkannt und erfreute sich mit ihnen ihres Erfolgs. Sie ihrerseits suchten seinen Rat und schätzten seine Kritik auch noch in seinen späten Lebensjahren. Sein Geist blieb erstaunlich klar und ungetrübt, und bis zum Ende wurde er von seinen früheren Schülern besucht und pflegte lange wissenschaftliche Diskussionen mit ihnen. Wenige besitzen so hohes Ansehen, daß ihnen so tiefer Respekt von seiten jüngerer Wissenschaftler entgegengebracht wird, aber noch weniger können die Zuneigung, ja Verehrung für sich gewinnen, die ihm von einem so großen Kreis entgegengebracht wurde, nicht nur von seinen Schülern, sondern von Wissenschaftlern aus aller Welt. Und doch kann ich es in seinem Fall leicht verstehen. Denn ich hatte als Schwiegersohn das Glück, ein Glied seiner

Familie zu werden und ihn gut kennenzulernen. In der gelockerten Atmosphäre seines Familienkreises war er fröhlich und unkompliziert, hingezogen zu einfachen Dingen und vielleicht zum Teil deshalb überaus geliebt von seinen Kindern und in seinen späteren Jahren von seinen Enkelkindern, zu denen er eine tiefe Zuneigung empfand.

Bei allen seinen Vorhaben konnte er sich der unentwegten Hilfe und Kameradschaft von Lady Dale erfreuen, die gleichfalls nicht nur in reichem Maße eine andauernde Zuneigung ihrer eigenen Familie genoß, sondern auch die der weitaus größeren Familie der jungen Wissenschaftler um ihren Mann. Das Heim der Dales war ein Heim voller Wärme und Menschenfreundlichkeit, die Sir Henry und Lady Dale ausstrahlten; darin aufgenommen zu werden, war ein unvergeßliches Privileg.

Dale wurde gewöhnlich als Physiologe bezeichnet, aber er war viel mehr als das. Ich glaube, er würde es vorgezogen haben, einfach als ein Mann der Wissenschaft bekannt zu sein, denn das war er in der Tat. Er beeindruckte durch die Breite seiner wissenschaftlichen Kenntnisse, aber er war ebenso gut vertraut mit Literatur und Kunst. Für ihn gab es nur *eine* Kultur, und die Naturwissenschaften waren eine ihrer wesentlichen Komponenten. Seinen klaren Verstand und seine Leidenschaft für wahre Gerechtigkeit dehnte er auf einen viel weiteren Wirkungskreis aus als auf den des Laboratoriums. Er wurde zum anerkannten Sprecher der Wissenschaft im nationalen und internationalen Bereich. Er war stets wachsam, ihre Freiheit zu verteidigen, wo und wann auch immer sie bedroht wurde, besonders wenn er ihren Mißbrauch für politische und militärische Zwecke befürchtete. Seine Überzeugung ist in seinen eigenen Worten zusammengefaßt: »I still believe that freedom of scientific knowledge among nations should be the aim of national policy. I still believe that the true spirit of science working in freedom, seeking only truth and fearing only falsehood and concealment, would still offer a lofty and austere contribution to man's moral equipment, which the world cannot afford to lose.«

Dies sind die Worte eines Mannes, der in vollem Maße Weisheit und Menschlichkeit besaß, sicherlich die größten der menschlichen Tugenden.

ROMANO GUARDINI

17.2.1885–1.10.1968



Romano Guardini

Gedenkworte für

ROMANO GUARDINI

von

Gerhard von Rad

Als Romano Guardini gestorben war, stand schon in den Nachrufen die Frage auf: Was war dieser Mann eigentlich? Diese Frage scheint mir sehr charakteristisch. Obwohl ein fast immenses literarisches Werk vor aller Augen offen dalag, war sein Autor in den gängigen geistigen, akademischen oder theologischen Vorstellungen nicht recht unterzubringen. Dem amtlichen Buchstaben nach war er Professor für Religionsphilosophie und katholische Weltanschauung. Aber es will scheinen, daß man vorher schon viel von Romano Guardini wissen muß, um sein geistiges Wollen in dieser Amtsbezeichnung wiederzuerkennen. Die Frage, wer er denn eigentlich war, kann der, der ihm persönlich nicht nähertreten konnte, tatsächlich nur aus der ganz erstaunlichen Ausfächerung seiner Arbeiten beantworten. Im Vordergrund stehen die großen

interpretatorischen Werke über Sokrates, Augustin, Dante, Pascal, Hölderlin, Nietzsche, Dostojewski, Rilke. Über Augustin hat er, der nicht zur Zunft der Patristiker gehörte, heute noch das beste Buch geschrieben. Aber läßt sich nun etwas Spezifisches, etwas für seine Produktion Charakteristisches erkennen?

Nun, er war in einem eminenten Maße ein Mann der Kontemplation, und zwar einer in langer, weithin liturgischer Übung geschulter Kontemplation. Sein äußerer Lebensgang spiegelt denn auch – wenn man von der Entamtung im Jahre 1933 absieht – nichts von den weiten Wegen wider, die er zu durchmessen hatte. Die Spannungen, in denen er lebte, lagen auf einer anderen Ebene. Wer Guardini gelesen hat, mag staunen allein über den Reichtum der Stilformen, deren er sich zu bedienen wußte. Ebenso vermag er sich in der strengen Rede-weise einer abstrakten philosophischen oder theologischen Reflexion zu bewegen, in der dem Leser keine Denkschwierigkeit geschenkt wird. Ist er bereit mitzugehen, so kann er es nur in der Form tun, daß er in gleicher Entäußerung mit dem Redenden auf dieselbe Sache ausgerichtet ist. Aber Guardini war auch – anderes Extrem! – ein Charismatiker der seelsorgerlichen Anrede direkt ad hominem, einer Anrede, die sich die Vollmacht anmaßt, den anderen so zu deuten, wie er sich selber von sich aus nicht zu verstehen vermochte, und sein Inneres zu entwirren. Aber – hier wie dort –, wo immer wir uns ihm anvertrauen, stoßen wir auf eine stupende Leichtigkeit, komplizierte Sachverhalte zu übersehen, auf eine Gabe, auch Kompliziertes ohne die Schwierigkeiten zu verkürzen, aufs Einfache zu reduzieren, eine Gabe, an der so viele, die sie zu haben meinen, scheitern. Diese Gabe, eine solche geistige Ordnungskraft, fällt keinem zu, der nicht vorher lange kontemplativ mit

den Dingen umgegangen ist; und auch denen nicht allen! Es klingt paradox, aber man muß es aussprechen: Dieser literarisch immens Produktive war auch, und wohl zuerst, ein großer Schweiger. Man muß nur ein paar Seiten von ihm gelesen haben, um es zu spüren, daß er seine Gegenstände wie aus einem großen Schweigen hervorholt und daß er sie daraus auch nie ganz entläßt. Über das, was er überhaupt verschwiegen hat – sei es aus welchem Grunde –, könnten die vielleicht einiges sagen, denen er sich anvertraut hat. Aber auch die werden gut tun, das von ihm nun einmal gewählte Schweigen nicht zu brechen.

Halten wir uns an das, was er ins Wort herausgehoben hat! Da sind es nun, wie gesagt, die großen Interpretationen, die in dem Schrifttum Guardinis einen besonderen Rang beanspruchen. Dazu kommt noch – eine besondere Kostbarkeit! – eine Interpretation von fünf Gedichten Mörikes, aber noch vieles andere mehr. Ohne in vielen Einzelheiten sachkundig genug zu sein, um zu den Interpretationen Guardinis kritisch Stellung nehmen zu können – aber wer wäre das, wenn er nicht ein anderer Guardini ist –, möchte ich doch ein paar Worte über diese Bücher sagen, weil sie nun doch für das spezifische geistige Bemühen Guardinis besonders charakteristisch sind. Aber vielleicht sollte man diese Werke nicht so hintereinander aufzählen und schon gar nicht hintereinander lesen, als könne man sie nach Methode und Fragestellung im Grunde als ein in sich zusammenhängendes Unternehmen ansehen. Es steht doch jedes für sich. Die Erörterungen über Pascal gehen der Frage nach: Wie geht das zu, wenn ein Mensch glaubt? In der Interpretation der Duineser Elegien Rilkes geht es um die philosophisch kritische Frage nach der Wahrheit und dem Recht einer bestimmten Form des modernen Daseinsverständnisses.

Jeden, dem sich Guardini zuwendet, nimmt er ganz bei seinem jeweils unvertauschbaren Wort, wobei er sich redlich allen Verstehensschwierigkeiten aussetzt. »Es kam darauf an, zu hören, was Hölderlin sagt; wirklich er und nur er, und er ganz!«

Aber was führte ihn, den katholischen Theologen, in die Mühsal dieser Arbeit, die doch eher die Sache der Literarhistoriker war? Gewiß, als ein Mann der geistigen Delikatesse, der er war, als der Hüter eines immensen geistigen Erbes hatte er das Zeug und – warum soll man es nicht aussprechen dürfen? – auch die Lust zu dieser Arbeit und er ließ seine Leser gerne an seinem delectari teilnehmen. Ihn faszinierten, wie er es einmal ausdrückt, »entschieden und groß lebende Menschen«. Aber Guardini hatte bei der Abfassung dieser Bücher doch etwas Bestimmteres im Auge. Sage ich: es ging ihm um den Menschen, insbesondere um eine Ortung des neuzeitlichen Menschen, so bliebe immer noch etwas Entscheidendes unausgesprochen. Lassen Sie es mich ungeschützt sagen: er wollte den Menschen seiner Zeit geistig zu sich selbst verhelfen. Unaufdringlich, aber doch unverkennbar steht hinter seinen Büchern ein starkes seelsorgerliches Pathos. Hier liegt ja auch das Geheimnis ihrer erstaunlichen Wirkung gerade auf Menschen, die im Grunde dem Christlichen entfremdet waren. Freilich, wie wenige von denen, die begierig nach seinen Schriften griffen, mögen etwas von der ortodossia ferrea gespürt oder gar sich an ihr gestoßen haben, die man ihm selbst im katholischen Lager gelegentlich vorgeworfen hat. Guardinis Lebenswerk ist ein leuchtender Beweis für die alte und immer erstaunliche Wahrheit, daß eine in ihrer Art strenge Gebundenheit an den christlichen Glauben zu einer großen Freiheit ermächtigt und in ungeheure Weiten hinausführt. Man denkt an das schöne

Bekenntnis eines Psalmeters: »Du hast meine Füße auf weiten Raum gestellt« (Ps. 31, 9). Ungezählte haben sich von Guardini hineinrufen lassen in die Zucht seiner Gedankenführung, sie haben es sich wohl sein lassen in der Ordnung, die von ihm ausging, auch da, wo er ihnen klare und manchmal strenge Entscheidungen zumutete, und haben sich dann von ihm in den weiten Raum hinausführen lassen.

In dieser Ausübung einer gewiß sehr sublimen seelsorgerlichen Funktion muß man Romano Guardini sehen. Nicht darum ist seine Stimme in dem Chor der Vielen aufgefallen, nicht darum haben die Menschen aufgehört, daß hier viel Kluges, Richtiges und Wissenswertes gesagt wurde, sondern darum, weil er sich ganz persönlich in die Spannungen hineingestellt und ihnen sich und seinen Glauben ausgesetzt hat. Wo immer er ein Problem aufgriff, da hat er es ganz in sich hineingenommen und hat an seinem Teil auch selbst daran getragen. In einem Essay über den »Sinn der Schwermut« sagt er: »Der Sinn des Menschen ist, lebendige Grenze zu sein und dies Leben an der Grenze auf sich zu nehmen und durchzutragen.« Dieses Wort von dem Durchtragen des Lebens an Grenzen ist wohl auch ein guter Schlüssel zu dem Leben Romano Guardinis selbst. Und noch deutlicher in dieser Richtung ist ein Wort im Zusammenhang von Überlegungen über das Geheimnis der schöpferischen Eingebung: Wesentlicherweise kann der Schaffende nur für die Vorbedingung sorgen, »bereit sein und im übrigen den Preis zahlen, der gefordert ist«. Das ist ein keusch verhülltes Selbstbekenntnis eines Menschen, der von diesem zu zahlenden Preis einiges gewußt hat.

Natürlich lassen sich an einen Menschen, der sich literarisch so bereitwillig exponiert hat, allerlei Fragen richten. Inter-

essanter scheint mir im Augenblick die Frage, die Guardini selbst an seine Arbeit und ihre ganzen Voraussetzungen gerichtet hat. In seiner Generation hat er erstaunlich genau gesehen, daß die Neuzeit, von Goethe und vielen anderen geprägt, rapid ihrem Ende zugeht und daß sich eine sehr neue Form des Menschseins, vor allem des Verhältnisses zur Natur, abzeichnet. Darüber handelt das sehr interessante Buch vom »Ende der Neuzeit«. Es enthält keinerlei Zukunftsdeutungen im Sinne der heutigen Futurologie, die es, als das Buch erschien (1950), noch gar nicht gab. Guardini nennt das Buch im Untertitel einen Versuch zur Orientierung. Er hält sich also im wesentlichen an das, was er hinsichtlich des Prozesses der geistigen Umschichtung schon vor Augen hatte. Er schreibt nicht grämlich, wenn auch – wer will es ihm verargen – von einer großen Sorge bewegt. Denn in diesem kulturellen Wandlungsprozeß ist es ihm klargeworden, daß Kultur immer ein Wagnis auf Leben und Tod ist. Es konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß damit auch die ganze geistige Welt zur Rüste geht, die die seine war, in der er sich wie kein anderer auskannte und die er liebte. Aber als ein guter Christ hat er darüber nicht geklagt.

Ist es verstatet, das Bild des verehrten Entschlafenen im Spiegel des Wortes eines sehr großen Theologen zu beschwören, so lassen Sie mich Kierkegaard zitieren: »Je höher ein Mensch über einem anderen steht, den er liebt, um so mehr wird er sich (menschlich geredet) versucht fühlen, ihn zu sich emporzuziehen; aber um so mehr wird er sich (göttlich geredet) dazu bewogen fühlen, zu ihm hinunterzusteigen. Das ist die Dialektik der Liebe.«

REDE VON
PERCY ERNST SCHRAMM

PERCY ERNST SCHRAMM
DER »THRON DER PÄPSTE«
IN ST. PETER

Die gehaltene Rede wurde mittels Tonband festgehalten; dieses wird im Archiv des Ordens verwahrt. Vom Abdruck des Wortlauts muß jedoch noch abgesehen werden, da in der Rede bereits Mitteilungen gemacht und Bilder gezeigt werden durften, die erst im Herbst 1970 der Öffentlichkeit bekannt gemacht werden sollen. Der Redner sprach in diesem Vortrag seinen (hier noch einmal bekräftigten) Dank an Monsignore Prof. Dr. Michele Maccarrone aus, der ihm die Erlaubnis erteilt hatte, vorgreifend an Hand von Photographien, die ihm zur Verfügung gestellt worden waren, Mitteilungen über die erzielten Ergebnisse zu machen.

An Stelle der Rede wird hier ein Bericht eingefügt, der das Vorrecht der Römischen Kommission auf die Erstpublikation respektiert. Er hält fest, wie es dazu kam, daß der Thron der

Päpste nach 101 Jahren wieder sichtbar gemacht wurde, und wieso der Redner auf Grund älterer Abbildungen dazu gekommen war, ihn – wie sich bestätigt hat – als ein erstrangiges Kunstwerk zu bezeichnen und dem Kaiser Karl den Kahlen zuzuschreiben (auch abgedruckt in des Verfassers Aufsatzsammlung: Kaiser, Könige und Päpste, IV, 1, Stuttgart – A. Hiersemann, erscheint Frühjahr 1970).

Ein Vorbericht

Am 16. November 1968 brachte der »Osservatore Romano«, das Blatt des Vatikans, einen kurzen Artikel, in dem bekanntgemacht wurde, daß Papst PAUL VI. eine Kommission eingesetzt und mit der Untersuchung des in der Peterskirche verwahrten »Throns der Päpste« beauftragt habe. Auskünfte über Einzelheiten wurden nicht erteilt. Eine aus violetter Stoff hergerichtete Wand, die vor der Apsis aufgeführt worden war und sie halb verdeckte, wird den meisten Besuchern nicht aufgefallen sein, da ja Wiederherstellungsarbeiten in der Peterskirche zu den Alltäglichkeiten gehören.

Als am Abend des 26. November 1968, einem Dienstag, die Flut der Besucher die Kirche verlassen hatte und die Tore geschlossen waren, verbreitete sich in ihr lautlose Stille. Da die elektrische Beleuchtung nicht gelöscht war, bot sich dem Auge dagegen alles in vertrauter Weise dar. Die Kommission war vollzählig zur Stelle. Verstärkt durch Fachkräfte bestieg sie das hinter der Stoffwand verborgene acht Meter hohe Podest, um die Durchführung des ihr erteilten Auftrages in Angriff zu nehmen.

Ein vorläufiger Bericht sei hier erstattet über das Ergebnis, das in die Kunstgeschichte ein Werk von hoher Qualität eingliedert

und der Katholischen Kirche endlich genaue Kenntnis über eine ihrer ehrwürdigsten »Cimelien« gibt.

(Diesen mit Bedacht gewählten Ausdruck, also nicht »Reliquie«, gebrauchte der »Osservatore Romano« – unseren Kunsthistorikern ist der Ausdruck »Cimelie« vertraut. Ich benutze im folgenden außerdem die von mir wieder aus der deutschen Sprachgeschichte hervorgeholte Bezeichnung »Denkmal«, die sich ursprünglich auf ein »Mal« bezieht, an das sich bestimmte Gedanken geknüpft haben: im 18. Jahrhundert konnte man daher sowohl von »Geschichtsdenkmälern« als auch von »Denkmälern der Freundschaft« sprechen.)

a) Belege für die Geschichte des »Throns der Päpste«

Zunächst muß über das berichtet werden, was bisher über den »Thron der Päpste« (früher: »Cathedra S. Petri« benannt) bekannt war.

Über sein Aussehen erfahren wir erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts Genaueres. Zeichnungen und Stiche, die in dieser Zeit angefertigt wurden, lassen erkennen, daß der Thron damals schon alterskrank war – an der Rückwand fehlten zum Beispiel zwei Pfeiler. Er vertrug sich also nicht mit der Prachtentfaltung des Barocks. Aus diesem Umstand ergab sich ein Gedanke, den Bernini im Auftrag des aus dem Hause Chigi stammenden Papstes Alexander VII. (1655–66) verwirklichte. Hinter dem riesigen, gleichfalls von ihm stammenden Tabernakel über dem Petrusgrab mit den vier gewundenen Säulen (ein Motiv der spätantiken Monumentalkunst) führte er zum Schmuck der Ostapsis eine grandiose Marmorwand auf, in die die vier Kirchenväter sowie zwei – einen leeren Bronzethron stützenden – Bronzeengel eingefügt sind: alle Figuren (der zur Verfügung stehenden Fläche entsprechend) in ganz großem Maßstab.

Der pompöse Bronzethron, der auf die Form des alten Throns gar keine Rücksicht nahm, war so groß, daß dieser in seinem Sitz geborgen werden konnte. Er übernahm also die Tradition des altherwürdigen, aber unscheinbar gewordenen Sitzes, der seinen Platz nun dort erhielt, wo in den frühen Jahrhunderten der Bischof gesessen hatte: hinter dem Altar in der Längsachse. Gelegentlich ist das Bronzegitterwerk, das den Sitz nach vorn abschließt, geöffnet worden. Wir besitzen daher eine im Museum des Vatikans verwahrte Kopie in Holz mit aufgeklebten Papierstreifen aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, auf denen die Elfenbeinschnitzereien – nicht genau, aber doch aufschlußreich – abgezeichnet sind, sowie einen relativ verlässlichen Stich aus dem Jahre 1784. Zum letzten Mal wurde der Thron im Jahre 1867 sichtbar gemacht. Über den Befund berichtete der damals als christlicher Archäologe hoch angesehene Cavaliere GIOVANNI BATTISTA DE ROSSI in einem 1868 erschienenen Artikel. Photographien, die damals angefertigt wurden, sind – wie alle Aufnahmen dieser Zeit – unzulänglich, aber doch zuverlässiger als die voraufgehenden Stiche und Zeichnungen. Wichtig wurde für mich de Rossi's Angabe, daß die Seitenteile der »Cathedra« aus anderem Holz bestanden als der Hauptteil. Offensichtlich waren Bestandteile vereinigt worden, die ursprünglich nicht zusammengehörten.

*b) Bemühungen um die Erlaubnis, den »Thron der Päpste«
wissenschaftlich untersuchen zu dürfen*

Die Stiche und Photographien ließen ahnen, daß es sich um ein hochwertiges Kunstwerk handelte. Wann war es entstanden? In welchem Kunstkreis gehörte es? Um die Erlaubnis, es

untersuchen zu dürfen, bemühte sich in der Zeit des Papstes PIUS XI. der größte Kenner der Elfenbeinkunst, der Berliner Professor ADOLPH GOLDSCHMIDT, der von den Nationalsozialisten nach den USA vertrieben wurde und dort gestorben ist. Papst PIUS, der als ehemaliger Präfekt der Bibliotheca Ambrosiana für wissenschaftliche Fragen besonders aufgeschlossen war, empfing GOLDSCHMIDT in Privataudienz, mußte ihm jedoch nach längerer Erwägung einen abschlägigen Bescheid erteilen.

Mir war das – jedoch ohne die Einzelheiten zu kennen – zu Ohren gekommen, als ich mich im Zuge meiner Erforschung der »Herrschaftszeichen« mit dem in der Peterskirche verborgenen Thron auseinandersetzen hatte. Ich verschaffte mir Aufnahmen aller vorhandenen Zeichnungen, Stiche und Photographien, studierte die Kopie im Museum des Vatikans und kam auf diesem Wege zu einer These über die Anfertigung des einzigartigen Denkmals: den Mittelteil bezeichnete ich als einen um 870/75 für den Kaiser Karl den Kahlen gefertigten Thron, an den rechts und links weitere (vorerst zeitlich nicht bestimmbar) Teile angefügt seien. Zu diesen mußten auch die Elfenbeinplatten gehören, die – mehr recht als schlecht – auf der Vorderseite der Sitzbank befestigt waren. Aufgrund meiner Unterlagen vermochte GOLDSCHMIDTS Schüler und Mitarbeiter KURT WEITZMANN, Professor der Kunstgeschichte an der Universität Princeton/N.J. (gleichfalls von den Nationalsozialisten zur Auswanderung gezwungen und jetzt weit über die USA hinaus als Kenner der frühchristlichen Kunst hoch geachtet) festzustellen, daß diese Platten von hohem Alter waren.

Meine Thesen veröffentlichte ich 1956 (Herrschaftszeichen und Staatssymbolik III, Stuttgart, Anton Hiersemann, S. 694 ff.), und

ich benutzte von da an die sich bietenden Gelegenheiten, um im Vatikan für sie Interesse zu gewinnen. Wenn mir das gelang, ist das vor allem das Verdienst des Monsignore Professor MICHELE MACCARRONE, der u. a. in Freiburg im Breisgau studiert hat und durch seine Veröffentlichungen in hohem wissenschaftlichem Ansehen steht (beruhend auf einem Buch über Friedrich I. Barbarossa und die Kirche, auf einem weiteren über die Geschichte der Vorstellung: »Vicarius Christi«, zuletzt auf einer Studie über die ältesten Zeugnisse über das Verhältnis des Hlg. Petrus zu Christus). Dankbar zu vermerken habe ich auch die Hilfe des päpstlichen Nuntius in Bonn, Excellenz Erzbischof CORRADO BAFILE, der die Wichtigkeit der Frage erkannte und meine schriftliche Bitte an den Papst weiterleitete, er möge die Untersuchung des Throns erlauben. Ich machte dabei geltend, daß man mit fortgesetzter Beschädigung durch Bohrwürmer, Temperatur usw. rechnen müsse, daß andererseits heute jeder Gefährdung ein Ende bereitet werden könne und durch moderne Methoden sich das noch ungeklärte Datum der Holzteile feststellen lasse.

Diesen Darlegungen öffnete Papst PAUL VI. sein Ohr: nicht nur die Kirchen- und die Kunsthistoriker, sondern alle, die noch Sinn für Geschichte besitzen, schulden ihm dafür respektvollen Dank! Er beauftragte eine sechsköpfige Kommission mit der Untersuchung des Throns, den seit 101 Jahren keines Menschen Auge mehr gesehen hatte.

Den Vorsitz übertrug der Papst verdienstermaßen dem Monsignore MICHELE MACCARRONE. Zu Mitgliedern wurden ernannt: Monsignore DANTE BALBONI, Padre ANTONIO FERRUA S. J., Professor PIETRO ROMANELLI, der Engländer JAMES LEES MILNE und der Berichtstatter. Als Sekretär diente der Kommission der Ingenieur FRANCESCO VACCHINI, der sich als Experte

in den technischen Fragen und durch geschickte Führung der Geschäfte sehr verdient gemacht hat. Wir hatten im September 1968 eine Vorbesprechung, in der sich bereits ein gutes Zusammenstimmen ergab: wie hätte das auch anders sein können bei einem so einzigartigen Auftrag!

*c) Die Bergung des 1666 in der Ostapsis der Peterskirche
eingeschlossenen »Throns der Päpste«*

Als wir am 26. November 1968 uns zum Besteigen des Podestes anschickten, war bekannt, daß man durch die Glasscheiben hinter dem Bronzegitter des Berninischen Throns erkennen könne, der alte Thron stehe noch aufrecht und sei mit einem Tuch bedeckt. Aber in welchem Zustand würde er sich den Augen darbieten? Spannung bemächtigte sich aller Anwesenden. Wenn man so vieles erlebt hat wie meine Generation, ist man gegen Aufregungen abgebrüht geworden; aber ich gestehe, daß auch mir das Herz schneller klopfte als sonst, als mein Wunsch in Erfüllung ging: Öffnung des Berninischen Bronze-Sitzes, um zu klären, was für ein Thron im Jahre 1666 in ihm eingeschlossen worden war.

Auf steiler, gut gesicherter Leiter stiegen wir acht Meter empor und fanden auf der Plattform eine Reihe von Handwerkern vor, dazu Photographen, die jede Etappe festhielten. Wir befanden uns auf gleicher Höhe mit der Unterkante des Bernini-Thrones, dessen ungeheures Format – er wird etwa acht Meter hoch sein – einem erst deutlich wird, wenn man ihn mit der Hand erreichen kann. Von unserem Standpunkt aus wirkten Berninis Gestalten noch gewaltiger als von unten betrachtet; es verblüffte uns zudem die Feststellung, mit wel-

cher Sorgfalt selbst die vom normalen Betrachter gar nicht mehr erkennbaren Details gearbeitet sind.

In der Sitzfläche des Thrones bot sich unseren Blicken eine von unten nicht sichtbare, etwa ein Quadratmeter große Doppelklappe dar. Da die zu ihr gehörenden Schlüssel verlorengegangen waren, schwangen sich zwei Handwerker hinauf, schlugen die Bolzen aus den Scharnieren und öffneten die Klappe. Auf einen Hocker tretend, erkannte man, daß der Thron mit einer großen Stickerei bedeckt war – inzwischen ist geklärt worden, daß es sich um eine Arbeit des 15. Jahrhunderts von hoher Qualität handelt.

Eine Überraschung für uns alle bedeutete es, daß der rot ausgeschlagene Hohlraum in Berninis Bronzesitz die Größe eines Kämmerchens hat, in dem außer dem Thron noch zwei Menschen, die sich gebückt bewegten, Platz fanden.

Es kam nun darauf an, Berninis etwa zwei Meter breites, ein Meter hohes Bronze-Gitterwerk, das den Thron nach vorn abschließt, zu entfernen. Handwerker, die sich in den nunmehr mit Lampen erleuchteten Innenraum hineingelassen hatten, und andere, die ihnen von außen entgegenarbeiteten, entfernten zunächst die – erst aus neuerer Zeit stammenden – Glasscheiben mit ihren Holzrahmen, dann Schrauben, Dübel und Keile, die das Gitter festhielten, und rüttelten so lange an der Gitterwand, bis sie nachgab und sich zu bewegen anfangen (*»Eppur se muove«*, hätte Galilei gesagt). Das Bronzegitter wurde unbeschädigt herausgenommen und beiseite gelegt. Dann wurde das mit dickem Staub bedeckte Gewebe in Sicherheit gebracht, der Thron waagrecht gekippt, vorsichtig nach vorne gezogen, wieder aufgerichtet und auf eine Holzplatte gesetzt, die seinen (durch die Kopie des 18. Jahrhunderts genau bekannten) Maßen entsprach.

Nachdem über dem Thron ein eiserner Doppelbügel befestigt war, wurde er nach allen Seiten so befestigt, daß er nicht verrutschen konnte. Dann wurde der den Doppelbügel überhöhende Eisenring in einem Flaschenzug befestigt, mit dessen Hilfe der Thron langsam und vorsichtig die acht Meter hinunter »abgeseilt« werden konnte. Diesen alpinistischen Ausdruck zu verwenden, ist angängig, weil es ja darauf ankam, daß das zu bergende Objekt nicht schwankte und nirgends anstieß. Wir waren inzwischen wieder herabgeklettert und verfolgten dieses Schauspiel von unten, beklommen jede Elle begleitend, die der Thron herabsank. Aber alles ging wie vorgesehen: unten wartete ein flacher Wagen, auf dem der von Gestängen und Seilen wieder befreite Thron seinen Platz fand. Ein uniformierter Diener ergriff die Deichsel, und wir folgten als stummes, ergriffenes Ehrengelicht durch die völlig tonlose Peterskirche – so hatte ich sie noch nie erlebt.

Der Thron fand seinen vorläufigen Platz in einem Nebenraum von St. Peter, der mit weißen Tüchern ausgeschlagen war. Er wurde auf eine Drehscheibe gestellt, so daß er nunmehr von allen Seiten und in verschiedener Höhe studiert und photographiert werden konnte – ich habe bei diesem und einem weiteren Besuch im Frühjahr 1969, betrachtend und Notizen machend, manche Stunden vor ihm verbracht.

Die Vorbereitung dieser Prozedur, die zwei Stunden erforderte, war Aufgabe des Ingenieurs VACCHINI gewesen: sie hätte gar nicht besser vorbereitet sein können. Auch bei der praktischen Durchführung gebührt ihm das Hauptverdienst; aber neben ihm sind die Handwerker und Photographen zu rühmen. Es fielen nur wenig Worte; einer arbeitete dem anderen in die Hand – ein Einbruch in eine Bank hätte nicht exakter und sachkundiger durchgeführt werden können, als es mit ähn-

lichen, aber guten Methoden bei der in unserem Beisein durchgeführten Öffnung der Kammer und der anschließenden Bergung des Thrones geschah.

d) Vorläufige Feststellungen

Die Kommission hat das Studium des ihr anvertrauten Objektes aufgenommen und wird aufgrund des Befundes im Jahre 1970 einen Bericht vorlegen. Ihrem Urteil soll nicht vorgegriffen werden; doch sind einige Feststellungen jetzt schon möglich.

Zunächst: Anhand der alten Photographien läßt sich feststellen, daß der Thron in den letzten hundert Jahren in keiner Weise gelitten hat; die alten Zeichnungen und Stiche erlauben sogar den Rückschluß, daß er im wesentlichen noch in dem Zustand erhalten ist, in dem er sich befand, als er 1666 in Berninis Bronze-Thron eingeschlossen wurde. Er weist viele Löcher von Bohrwürmern auf; doch die meisten werden bereits aus der vorausgehenden Zeit stammen; nur an einem der vorderen Pfosten zeigte eine gelbliche, pulverisierte Stelle, daß noch mit lebenden Bohrwürmern zu rechnen ist. Hier kann nun mit modernen Mitteln Vorsorge getroffen werden, so daß zukünftig keine Schäden mehr eintreten.

Weiter: Die Holz Sachverständigen haben bereits geklärt, welche Teile aus Eiche, welche aus anderem Holz bestehen. Glücklicherweise sind wir heute nicht mehr allein auf die Radio-Carbon-Untersuchungen angewiesen, die einmal einen großen Fortschritt bei Datierungen alter Objekte bedeuteten, aber bei solchen aus dem 1. Jahrtausend nach Christus doch nur chronologische Anhalte ohne die erwünschte Präzision liefern. Die inzwischen entwickelte Dendrochronologie, die aus dem Wech-

sel von schmaleren und breiteren Jahresringen in günstigen Fällen eine Datierung auf bestimmte Jahre erlaubt, ist uns inzwischen zur Hilfe gekommen: das Alter des Eichenholzes, das für den Thron verwandt wurde, paßt gut zu der von mir vorgeschlagenen Datierung.

An Hand von Nagellöchern läßt sich feststellen, daß einst alle Holzteile mit vergoldeten Kupferplättchen überdeckt waren. Sie sind restlos verschwunden; nur unten rechts ist ein goldenes Nägelchen erhalten geblieben. Andere Werke aus der Zeit Karls des Kahlen mit Holzkern und Metallverkleidung lassen darauf schließen, daß zum Schmuck ursprünglich auch noch emaillierte Leisten, Halbedelsteine, vielleicht auch noch Perlen und Edelsteine gehörten. Wann diese Beraubung stattfand, ist ungeklärt. Spuren einer neuen Bekleidung mit weißem Leder sind erhalten; weitere Nägel, zum Teil mit breitem Kopf und roh eingeschlagen, lassen erkennen, daß der Thron im Laufe der Jahrhunderte auch sonst noch, aber verständnislos »repariert« worden ist.

Von den Elfenbeinleisten ist etwa ein Drittel verloren gegangen; einige Stücke sind versetzt worden, um Schäden an der Frontseite zu verdecken. Aber die erhaltenen Teile würden – aneinandergelegt – eine Länge von mehreren Metern haben (die Rückseite, deren Leisten nur geometrische Muster aufweisen, nicht mitgerechnet). Der Bestand an Werken karolingischer Elfenbeinschnitzerei wird also in überraschender Weise vermehrt; vor allem: was bisher bekannt war, wurde (bis auf wenige Ausnahmen) für kirchliche Zwecke angefertigt. Für die weltliche Kunst eröffnet der Thron Karls des Kahlen also ganz neue Perspektiven.

Schließlich: Für die Datierung und kunstgeschichtliche Einordnung der Elfenbeinplatten, die jetzt die Vorderfront der Sitzbank bedecken, müssen wir das Urteil der Experten ab-

warten. Auf zwölf Tafeln sind die Taten des Herkules, auf sechs weiteren phantastische Lebewesen dargestellt. Ihre ursprüngliche Anordnung ist bei der Befestigung auf dem Thron durcheinandergekommen; doch läßt sie sich anhand der außen breiteren, innen schmaleren Randverzierungen rekonstruieren. Es handelt sich um eine Platte, die einmal die Vorderseite eines Kastens geschmückt haben mag und noch vollständig erhalten ist: ersichtlich wurde sie nicht für kirchliche Zwecke angefertigt.

*e) Der Beweis, daß es sich um einen
Thron Kaiser Karls des Kahlen († 877) handelt*

Ich habe noch zu berichten, aufgrund welcher Beweiskette ich trotz der unzulänglichen Bild- und Wortzeugnisse zu der (jetzt durch das Studium des Originals abgestützten) These, daß es sich um einen Thron Karls des Kahlen handelt, gekommen bin:

1. Aus der Beschreibung DE ROSSI's, die durch die Zeichnungen und Stiche erhärtet wurde, ergab sich, daß in der Mitte der elfenbeinernen Querleiste, die die Rückwand des Thrones unter dem dreieckigen Giebel schmückt, ein Herrscher mit Krone und abgebrochenem Szepter abgebildet ist, den ein glattrasiertes Kinn und ein auf beiden Seiten herabfallender Schnurrbart kennzeichnen. Da ich die Haar- und Bartmoden der germanischen Stämme studiert hatte, konnte ich folgern: bei dem Dargestellten kann es sich nur um einen Karolinger handeln. Ferner: da der Thron kein weiteres Bildnis aufweist, muß er für diesen Karolinger angefertigt worden sein: sein Bild, an der zentralen Stelle der Rückwand angebracht, hat genau die gleiche Funktion, die bei Urkunden das Siegel mit dem Herrscherkopf ausübt.

2. Zu diesem Herrscher neigen sich vier Engel herab, zwei mit Kronen in den Händen, zwei mit Palmwedeln: ein Motiv aus der spätantiken Kunst, in der Viktorien in solcher Art neben dem Herrscher dargestellt worden sind. Da ich die Herrscherbilder des frühen und hohen Mittelalters publiziert hatte, wußte ich, daß die Aneignung dieses alten, ins Christliche abgewanderten Motivs für das abendländische Herrscherbild erst in der Zeit Karls des Kahlen erfolgt ist, in dessen Zeit auch Palmwedel eine größere Rolle als sonst gespielt haben.
3. Dieser Herrscher hält in der Hand eine »Kugel«, das heißt jene »Sphaira«, mit der einst der Sonnengott, dann der vergöttlichte Kaiser, abgebildet worden war. Durch Anbringung eines Kreuzes auf der Kugel war dieses Motiv verchristlicht worden, so daß es auf byzantinischen Herrscherbildern seinen Platz behielt. In einem Buch (Sphaira-Globus-Reichsapfel, Stuttgart 1958) hatte ich nachgewiesen, daß im Abendland zuerst Karl der Kahle mit einer solchen Kugel in der Hand abgebildet worden ist.
4. Karl ist auch der erste abendländische Herrscher, der mit dem kurzen Szepter dargestellt ist, während vor und auch noch nach ihm der lange Stab üblich war. Die Ordines der spätkarolingischen Zeit beweisen, daß bei den Krönungen dem neuen Herrscher sowohl der lange Stab (*baculus*) als auch der kurze (*sceptrum*) ausgehändigt wurde.
5. Diese vierfache ikonographische Begründung ließ sich durch die kunsthistorische Feststellung erhärten, daß sich für das Rankenwerk der Elfenbeinleisten (am besten bekundet durch die Handzeichnungen auf der Kopie der »Cathedra«), in das Untiere, Sternzeichen und Krieger eingeflochten sind, die nächsten Parallelen in der westfrän-

kischen Kunst zur Zeit Karls des Kahlen finden: sie sind in solcher Vollkommenheit erst unter ihm nachweisbar und verlieren in der Folgezeit ihre bewegte Geschmeidigkeit.

6. Zu diesen ikonographischen und stilgeschichtlichen Feststellungen kommt noch eine sachliche: von keinem Karolinger haben wir mehr bildliche Darstellungen als von Karl dem Kahlen. Wenn er thronend dargestellt ist, so hat er auf einem kistenförmigen Sitz mit einer Rückwand Platz genommen, die oben – gemäß alter Bildtradition – durch eine horizontale Leiste abgeschlossen ist. Es gibt nur eine Ausnahme: die nach Karls zweiter Vermählung (870) und vor seiner Krönung zum Kaiser (875) hergestellte, mit vielen Miniaturen verzierte Bibel, die dem römischen Kloster San Paolo fuori le mura gehört (ihre Seiten umzublättern ist ein Genuß; denn diese Spitzenleistung der westfränkischen Kunst hat in den verfloßenen elfhundert Jahren kaum Schaden davongetragen). In dieser Handschrift ist Karl auffallenderweise auf einem Thron dargestellt, dessen Rückwand aus fünf, durch vier Bogen zusammengeschlossenen Pfeilern besteht. Sie tragen einen dreieckigen, flachwinkeligen »Porticus« – diesen Ausdruck dürfen wir verwenden, weil dieses (auch sonst in der karolingischen Kunst nachweisbare) Motiv letztlich auf antike Tempeldarstellungen zurückgeht.

Diese Rückwand mit fünf Pfeilern, vier Bogen und flachwinkeligem Porticus entspricht genau dem Thron von Sankt Peter. Für diesen seltsamen Befund ergibt sich eine sehr einfache Erklärung: Der Thron, angefertigt für Karl den Kahlen, wurde in demselben »Atelier« hergestellt wie die Handschrift von San Paolo (früher stritt man, ob dieses in Corbie, in Reims oder in St. Denis vor den Toren von Paris zu lokalisieren sei – heute sprechen wir von der »Hofschule

Karls des Kahlen«, wodurch die Möglichkeit offengelassen ist, daß sie dem Hofe folgte, also einmal hier, einmal dort tätig war). Der Miniator, der die Bibel von San Paolo ausmalte, wird also Gelegenheit gehabt haben, den für Karl bestimmten Thron vor der Ablieferung zu betrachten und für sein Karlsbild auszuwerten – womit zugleich ein Datum für den Hauptteil des Thrones gewonnen ist: zwischen 870 und 875.

7. Zu erklären ist noch die frappierende Tatsache, daß ein karolingischer Herrscherthron in den Besitz des Papstes gelangt ist. Eine Deutung dieses seltsamen Vorganges hat der Historiker anzubieten:

Am Weihnachtstag des Jahres 875, genau dreiviertel Jahrhundert nach der Anerkennung Karls des Großen als Kaiser, wurde sein Enkel von Papst Johann VIII. (wiederum in Rom) zum Kaiser gekrönt. Das geschah gegen die besseren Rechte der älteren, ostfränkischen Linie der Dynastie und bedingte, daß Karl der Kurie entgegenkommen mußte. Wir wissen, daß er bei der Erneuerung des alten Vertrages, den Karl der Große mit dem Papst über dessen Rechte in Italien abgeschlossen hatte, Konzessionen machte und durch Geschenke den Papst für sich einzunehmen trachtete. Wir dürfen folgern: Karl schenkte dem Papst auch den eben fertiggestellten Thron und die gleichfalls eben erst entstandene Bibelhandschrift.

Möglich ist, daß der Kaiser diese Entscheidung erst traf, als ihm 877 auf der Rückreise nach Frankreich vor Augen trat, daß der Tod ihn erwartete (er starb am 6. Oktober in einem unbedeutenden Alpendorf) oder daß erst sein Sohn und Nachfolger, Ludwig der Stammler, den letzten Willen des Vaters ausführte, als ihn 878 der Papst Johann VIII. im Frankenreich aufsuchte.

Karls Gedanke wird gewesen sein, daß in Rom bei den künftigen Kaiserkrönungen ein würdiger Thron zur Verfügung stehen müsse: natürlich hoffte er, daß sie aus seinem Stamm hervorgehen würden – es hat noch viele Kaiser gegeben, jedoch nie einen aus der westfränkischen Linie der Karolinger.

f) Der Thron von St. Peter als historisches »Denkmal«

Abschließend ist noch darzulegen, was der der Forschung zugänglich gemachte Thron als »Denkmal der Geschichte« bedeutet.

In der Konstantinischen Fälschung, die in Rom schon vor dem Regierungsantritt Karls des Großen angefertigt worden ist, werden dem Papst und seiner Begleitung eine ganze Reihe von Rechten zugesprochen, die dem Kaiser und seinem Hofstaat zukamen. In diesem Zusammenhang fällt die bezeichnende Wendung: *imitatio imperii* (Nachahmung des Kaisertums), das heißt: Angleichung des Papstes an einen weltlichen Herrscher, Angleichung seiner Umgebung an einen weltlichen Hofstaat.

Es läßt sich verfolgen, wie diese hier zutage tretende Tendenz sich von Generation zu Generation verstärkte. Seit dem 9. Jahrhundert bürgert sich für die Wohnung des Papstes die Bezeichnung *palatium* ein; er selbst trägt – wie die Könige – einen roten Mantel und reitet auf weißem Pferd durch Rom. Seit dem 11. Jahrhundert führt seine Geschäfte (wie bei den Königen) ein »Kanzler«; seine Gesandten werden als »Legaten« bezeichnet. Im hohen Mittelalter wird der durch Metall verstärkte Reif seiner Haube als Krone gedeutet; aus seinem territorialen

Besitz wird der »Kirchenstaat«, in dem der Papst der Landes-
herr ist.

In der Zeit Gregors VII. ist – gestützt auf die Konstantinische
Schenkung – der Anspruch erhoben worden, daß es dem Papste
erlaubt sei, die kaiserlichen Insignien zu benutzen. Zu vermuten
ist daher, daß sich die Päpste des Throns bedient haben, den
Kaiser Karl der Kahle dem Papste Johann VIII. gestiftet hatte.

Der angekündigten Publikation sei es vorbehalten, darzulegen,
wie sich die Legende des Throns von St. Peter bemächtigte, wie
sie ihn zur *cathedra s. Petri* erklärte und die Pilger deshalb Holz-
spänchen als Reliquien absplitterten – glücklicherweise war der
Thron mittlerweile durch die angefügten Holzteile zum Herein-
und Herausragen hergerichtet, so daß diese den Hauptschaden
davontrugen (Karls des Kahlen Thron hat nur auf der Rückseite
begrenzten Schaden erlitten).

g) *Das Ende der »imitatio imperii«*

Die Tendenz der *imitatio imperii*, die das Papsttum noch im
Zeitalter des Barock kennzeichnete, ist heute nicht mehr wirk-
sam. Seit Johannes XXIII. hat der Papst auf das Tragen seiner
mit drei Kronen verzierten Tiara verzichtet; Paul VI. hat die
ihm geschenkte zugunsten wohltätiger Werke verkauft. Er hat
den Schirm und die Federwedel abgeschafft, den Hofstaat
vereinfacht. Das Oberhaupt der Kirche hat sich freiwillig auf die
Aufgabe der Kirche zurückgezogen.

Damit hat ein neues Kapitel in der Kirchengeschichte be-
gonnen.

So gesehen, ist der – seit drei Jahrhunderten den Blicken ent-
zogene, durch die Erlaubnis Pauls VI. ihnen wieder zugänglich

gemachte – Thron in Sankt Peter wirklich ein »Denk-Mal« der Geschichte: ein völlig einzigartiges, da in ihm die Geschichte vieler Jahrhunderte verkörpert ist.

ANHÄNGE

I

Vortrag Percy Ernst Schwamm

zum 200. Geburtstag von Alexander von Humboldt
des ersten Ordenskanzlers

*Vorgetragen zu Beginn der Internen Sitzung des
Ordenskapitels in Baden-Baden im April 1969*

Aus dem Jahrbuch Preußischer Kulturbesitz 1968, Band VI.
Berlin 1969, Grote Verlag, S. 25–40.

ALEXANDER VON HUMBOLDT¹

bewunderungswürdig, beneidenswert

*Gewidmet dem Altkanzler des Ordens Pour le mérite
für Wissenschaften und Künste: Erich Kaufmann*

Achtzig Jahre nach Humboldts Tod öffnete Otto Hahn den Weg zur Gewinnung von Energie durch die Spaltung des Atoms; fünf

¹ Als ich aufgefordert wurde, einen Nachruf auf A. v. Humboldt zu verfassen, hatte ich natürlich Einwände. Denn was läßt sich über einen geistigen Heros, der bereits von allen Seiten abgeleuchtet wurde, noch aussagen. Aber ich konnte mich der Verpflichtung nicht entziehen, dem ersten Kanzler des Ordens »Pour le mérite für Wissenschaften und Künste« Tribut zu zollen. Als ich zur Feder griff, glaubte ich, über das Leben und die Bedeutung des von mir stets bewunderten Alexander von Humboldt einigermaßen im Bilde zu sein. Als ich mich in seine Werke und die über ihn verfaßten Bücher vertiefte, gewahrte ich, daß das ein Fehlschluß war. Als ich die Feder wieder aus der Hand legte, war ich von ihm fasziniert. Ich hoffe, daß der Leser das diesen Seiten anmerkt und sich von mir anstecken läßt – das wäre dann nachträglich eine Rechtfertigung dafür, daß ich jene Anforderung nicht mit »nein« beantwortete.

Jahre später fiel die erste Atombombe. Hundertundzehn Jahre nach Humboldts Tod betraten Menschen den Mond, und gespannt warten wir auf das, was uns die zu den Planeten entsandten Sonden über deren Natur mitteilen werden. Von solchen Einsichten in die Natur von Mikro- und Makrokosmos konnte man in Humboldts Tagen nicht einmal träumen.

Auf unserer Erdkugel gibt es keine weißen Flecken mehr, und die Berge, bis zu deren Gipfel die Menschen noch nicht hinaufgekommen, sind aus der Luft fotografiert. Der Nordpol wurde 1909, der Südpol 1911 erreicht. Das Zeitalter der Entdecker ist abgelaufen.

Alexander von Humboldt (1769–1859) ist also eine historische Gestalt geworden. Sein Name wird jedoch auch noch nach weiteren hundert Jahren in jeder Wissenschaftsgeschichte mit Respekt neben Galilei, Newton, Laplace, Darwin usw. angeführt werden, mag auch sein »Kosmos«, das fünfbandige Werk, in dem er die Ergebnisse seiner Welt- und Himmelseinsichten thesaurierte, auf jeder Seite der Korrekturen und Ergänzungen bedürfen.

Das Leben des einzigartigen Mannes währte 89 Jahre und 8 Monate. Humboldt, zuletzt ein *senex* ohne Altersgenossen, hatte fast alle seine Weggenossen überlebt. Melancholisch-sarkastisch nannte er sich selbst den »Urgreis«.

Auf diesem Lebensweg war Humboldt manches zugute gekommen, was anderen versagt blieb; insofern ist er beneidenswert. Aber was er aus seinem Leben machte, wie er mit seinem Pfunde zu wuchern verstand, das macht ihn bewunderungswürdig.

I.

Zugute kamen Humboldt zunächst seine Abstammung, die dadurch gegebene soziale Stellung sowie der finanzielle Rückhalt.

Die große Reise durch das noch spät-feudale Ibero-Amerika wurde nicht unwesentlich dadurch erleichtert, daß Humboldt überall als »barone« auftreten konnte, und sein Adelstitel hat ihm auch in Paris und später in Rußland die Wege geebnet, die persönlichen Kontakte wesentlich erleichtert: kein Salon, dessen Tür für ihn verschlossen blieb, kein Minister, der ihn als Besucher abgewiesen hätte. Für Deutschland galt das natürlich erst recht.

Das Kuriose ist, daß es sich bei dem »Freiherrn« um den Sproß einer brandenburgischen Beamtenfamilie von bürgerlicher Abstammung handelte. Der Großvater hatte sich den Adel selbst zugelegt, und nicht nur seine Umwelt, sondern auch die amtlichen Stellen hatten das hingenommen – das war kein Ausnahmefall: der brandenburgisch-preußische Staat behielt zwar die wichtigen Stellen dem Adel vor, drückte aber beide Augen zu, wenn ein Tüchtiger behauptete, adlig zu sein, weil auf diese Weise der erforderliche Nachwuchs vermehrt wurde. Für den Adel konnten sich die Humboldts auf keine Verleihungs-urkunde berufen, erst recht nicht für den Freiherrntitel: der annektierte Adel war der Familie 1758 »bestätigt« worden, als Freiherrn erkannte sie die preußische Monarchie erst in der Zeit Wilhelms I. an. Aber das war gleichgültig angesichts des Ranges, den die Familie im öffentlichen und im wissenschaftlichen Leben erlangte.

Auch Humboldts Mutter, Witwe eines Adligen, war bürgerlicher Herkunft, Tochter eines Spiegelfabrikanten aus französischer Familie, der eine Engländerin geheiratet hatte. Da auf der Vaterseite auch noch niederländische Aszendenz zu verzeichnen ist, waren also er und sein älterer, gleichbedeutender Bruder Wilhelm der Abstammung nach »Europäer«. Das Entscheidende ist: bei diesen von ihrer Heimat gelösten Familien

handelte es sich um überdurchschnittliche Sippen, die teils aus religiösen, teils aus wirtschaftlichen Gründen das Risiko des Lebens in der Fremde auf sich genommen hatten. Dazu gehörten auf Vater- und Mutterseite deutsche Beamtenfamilien, die biologisch gleichfalls als qualifiziert anzusprechen sind. Der adlige Einschlag ist dagegen minimal: erst in der Generation der Urgroßeltern (d. h. der Reihe der 16 Ahnen) erscheinen zwei adlige Familien, und zwar solche, die nicht zum »Uradel« rechneten. Der »barone« war also – bei Lichte besehen – ein Bürgerlicher, zu dessen Begabungen viele überdurchschnittliche Familien beigetragen haben.

Humboldt hat seinen Adel nie herausgekehrt; er war ihm so selbstverständlich wie einem Geiger sein Bogen. Er wurde daher nicht – wie der übliche Professor – unsicher, wenn er mit einem Potentaten sprach. Andererseits war ihm Adelsstolz völlig fremd; auf dem Schild an seiner Haustür stand schlicht »Alexander von Humboldt«. Als Gelehrter empfand er sich als Bürger einer internationalen Republik des Geistes, in der nicht Adelsprädikate und Titel den Rang bestimmten, sondern die Leistung.

Es kam hinzu, daß Humboldt bald finanziell selbständig wurde. Den Vater hatte er früh verloren (dieser spielte in seinem Bewußtsein gar keine Rolle); die Mutter, mit der er sich nicht verstanden hatte, starb, als er 27 Jahre alt war. Ihm fielen dadurch 95 000 Thaler zu, was in dieser Zeit erheblichen Wohlstand bedeutete: die Zinsen dieses Kapitals waren sehr viel größer als das Gehalt, das er nach 20 Jahren beamtlicher Tätigkeit zu erwarten hatte. Er konnte deshalb seine Stellung als Bergwerksbeamter aufgeben und fünf Jahre lang auf eigene Kosten Süd- und Mittelamerika bereisen (was ihn 40 000 Thaler kostete). Der Rest seines Vermögens ging dann bei der

Drucklegung der 28 Bände drauf, in denen Humboldt die Welt mit seinen Ergebnissen bekannt machte – durch ihre kostbaren Illustrationen stellten sie alle wissenschaftlichen Veröffentlichungen in den Schatten, die bisher erschienen waren.

Das heißt: in den zwanziger Jahren war Humboldt zwar weltberühmt, aber arm. Doch hatte er jetzt Einnahmen, unter anderem auf Grund einer Staatspension. Ernste finanzielle Sorgen hat er also nie gekannt, sondern nur Engpässe, da er – persönlich erstaunlich anspruchslos – ständig Geld für seine wissenschaftlichen Unternehmungen benötigte.

Das Wichtigste, was Humboldt seiner Herkunft verdankte, war wohl die Zucht, die sein ganzes Leben beherrschte: wir wissen von keiner Krise, von keiner »Flaute«, die seine Leistungsfähigkeit je gekannt hatte. Sein Tagwerk blieb bis in das neunte Jahrzehnt durch Arbeit bestimmt, nicht nur durch solche, die Freude machte, sondern auch durch vieles, was an sich lästig war, aber von ihm – der Pflicht gehorchend – aufgearbeitet werden mußte.

Seinen überdurchschnittlichen Vorfahren verdankte Humboldt wohl auch das erstaunliche Gedächtnis, das ihm eigen war. Seine Gespräche waren gepropft voll mit Namen von Personen, naturwissenschaftlichen Begriffen und geographischen Bezeichnungen – kein Besucher hat bis kurz vor dem Tode verzeichnet, daß Humboldt je etwas nicht gleich einfiel. Was noch nicht verarbeitet war oder neu hinzukam, registrierte er auf Zetteln; zum alten Humboldt gehörten als ständige Begleiter – man könnte auch sagen: als ein erweitertes Gedächtnis – Pappkästen mit Notizen, die er mit sich nahm, wenn er in Tegel, dem Landsitz seiner Familie, Erholung suchte oder zum Dienst ins Schloß befohlen wurde.

Dieses Gedächtnis wird Humboldt das Erlernen fremder Sprachen erleichtert haben. Aber es gehörte doch noch mehr dazu, um nicht nur die alten Sprachen zu beherrschen, sondern auch französisch, englisch und spanisch fließend sprechen sowie im Italienischen und Portugiesischen zu Hause zu sein. So polyglott war kaum ein Zeitgenosse. Man wird annehmen dürfen, daß Humboldt dabei zugute kam, daß er sowohl Vernunftsmensch als auch Sinnesmensch war.

II.

Dank Abstammung, sozialer Stellung und Vermögen hatte Humboldt es also besser als die meisten Gelehrten seiner Zeit; aber er war auch noch in einem tieferen Sinn beneidenswert: Er lebte in der produktivsten, großartigsten Zeit des deutschen Geisteslebens und wirkte in den Jahrzehnten, in denen die Forscher der Kulturnationen in einträchtiger Zusammenarbeit die Grundlagen für die moderne Naturwissenschaft vorbereiteten. Vor allem: ihm war vergönnt, mit allen Männern von Bedeutung, die zu diesem Wandel beitrugen, in persönlichen Kontakt zu treten.

Man könnte sich eine geistesgeschichtliche Untersuchung denken, die Humboldts Schriften und Briefe daraufhin analysierte, wie die früheren Phasen seiner geistigen Entwicklung noch im Alter spürbar bzw. überwunden waren. Wir müssen uns mit Hinweisen begnügen.

Als Alexander von Humboldt aufwuchs, beherrschte die Aufklärung das Feld: alle führenden Geister waren Rationalisten. Sie durften sich dem Bewußtsein hingeben, auf dem rechten Wege zu sein; denn was das 18. Jahrhundert an geistigem Fortschritt zu verzeichnen hat, wird ihnen verdankt.

»Aufklärung«, das heißt: Entmythologisierung der Welt war Humboldt von Jugend auf selbstverständlich, und an ihr hielt er zeitlebens fest. Als er im Alter eine Unterschrift für das Bild lieferte, das ihn in seiner Bibliothek darstellte, deutete er den Sinn dieser späten Lebensphase dahin, daß er in ihr die in der ersten Lebenshälfte angehäuften Empirie der Vernunftserkenntnis zu unterwerfen und im Naturganzen das Gesetzliche aufzufinden gehabt habe. Daß unterschwellig die Aufklärung fortgewirkt und das 19. Jahrhundert bestimmt hat, läßt sich auch sonst zeigen – bei Humboldt, dem »Urgreis«, blieb sie zeitlebens »virulent«.

Als Alexander von Humboldt geboren wurde, bestimmte die Geister neben dem Rationalismus – mit ihm in vielfach abgewandelter, im Gesamt produktiver Symbiose wirkend – die »Empfindsamkeit«, deren eine Wurzel im Erdreich des Pietismus zu suchen ist.

Es müßte sich jemand der Mühe unterziehen zu prüfen, welche Rolle die Wörter »Gefühl« und »Genuß« in Humboldts Aufzeichnungen gespielt haben. Er erforschte die Natur nicht nur, sondern »erlebte« sie auch. Zu den stärksten Eindrücken seiner amerikanischen Reise gehörte der Kuhbaum, der einen der Milch vergleichbaren Saft ausströmte. Ein paar Tropfen von diesem führten ihm »die ganze Macht und Fülle der Natur vor das innere Auge«. Die Wissenschaft, die den Zusammenhang zwischen tierischer und vegetabilischer Milch kläre, entkleide zu einem Teil die Natur ihres Reizes; aber es bleibe Grund genug zur Ergriffenheit: »Ein gemeinsames Band umschlingt die ganze Natur.« Hier liegt auch der Anlaß zu dem großartigen Kapitel, mit dem Humboldt den II. Band seines »Kosmos« einleitete: Überblick über die Naturbeschreibung in den ver-

schiedenen Kulturen und die Geschichte der Landschaftsmalerei. Zu ihrer Begründung schickte der Autor voraus, die Natur müsse auch dargestellt werden, wie sie sich im Innern der Menschen abspiegele (er hätte sagen können: welche »Gefühle« sie im Laufe der Jahrtausende in ihnen ausgelöst habe). Das Wort »Genuß« fällt noch einmal in jener Unterschrift zu dem Altersbild: der Jugendliche, der Gottes erhabenes Reich forschend und ahnungsvoll durchwandere, fühle sich zu einem geistigen Genuß höherer Art angeregt, sei es, daß er zu den Sternen aufschauhe oder den Blick in die Zellen organischer Lebewesen senke.

Humboldt war einer der letzten, bei denen das Erbe der Empfindsamkeit sich noch produktiv auswirkte. Dann versickerte sie in Poesiealben und den Traktaten religiöser Konventikel, die sich gegen den »Zeitgeist« abriegelten.

Eine dritte geistige Potenz, die Humboldt in seiner Jugend anregte und diese Funktion zeitlebens beibehielt, war die antike (d. h. griechische und lateinische) Literatur. Noch im Alter wußte er »in den alten Schriftstellern so genau Bescheid, als käme er eben erst aus der Obersekunda«. Durch den Göttinger Christian Gottlob Heyne, der auf Wilhelm von Humboldt starken Eindruck machte, war ein neuer Humanismus angebahnt, der für die Sprache leistete, was Joh. Joachim Winckelmann für die Kunst durchgesetzt hatte: Verständnis des Wortes als Sprachkleid einer in sich geschlossenen, des Bestaunens würdigen Kultur. So stand ihr auch Alexander von Humboldt gegenüber.

Zu prüfen wäre, welche beschwingende Wirkung die antike Naturphilosophie auf den jugendlichen Humboldt ausgeübt hat und wie er dann schrittweise über sie hinausgewachsen ist,

ohne sie je – von seiner reifer gewordenen, von der Vernunft gelenkten Einsicht aus – zu verketzern. Er ging von den Begriffen »Lichtstoff«, »Wärmestoff« usw. aus, hatte aber am Ende seines Lebens eingesehen, daß es sich um gewagte Benennungen handele. »Ich habe«, so bekannte er 1850, »an eine besondere Lebenskraft in jedem Körper geglaubt, bin jedoch seit langem von dem Glauben zurückgekommen«. Jetzt konnte er daher von der »abenteuerlich-symbolisierenden Sprache der Naturphilosophie« reden. Bei dieser Emanzipation handelte es sich um einen langen Prozeß, den Humboldt als Teilvorgang eines allgemeinen angesehen haben wollte: »Vor dem wissenschaftlichen Bemühen nach dem Verstehen der Natur schwinden allmählich, doch meist erst spät, die lang gepflegten Träume symbolisierender Mythen.«

Wenn Humboldt an der philosophischen Entwicklung seiner Zeit nur mit Abstand teilnahm, so lag das – wie er im Alter erklärte – daran, daß ihm ein philosophischer Sinn abging. Mit Kant hat er sich, hierin Schiller gleichend, intensiv befaßt; aber dessen Nachfolger von Fichte zu Hegel waren durch Grundeinstellungen bestimmt, die ihm wesensfremd waren. Selbst wenn er der Philosophie stärker zugeneigt gewesen wäre, hätten hier wohl keine Möglichkeiten zum Brückenschlag bestanden.

Noch einen anderen Sinn hat die Natur dem so vielseitig begabten Zeitgenossen Mozarts und Beethovens versagt, den für Musik. In einer Zeit, die durch den Kult von Konzert und Oper sowie die Verhimmelung von Dirigenten und Virtuosen gekennzeichnet ist, wurde Humboldt durch diese Art des Genusses nicht abgelenkt. Um so aufgeschlossener war Alexander von Humboldt für die deutsche Klassik. Er erlebte ja nicht nur die

alles Voraufgehende in den Schatten rückende Hochphase der deutschen Dichtung, sondern gewann – auch in dieser Hinsicht beneidenswert – dank seinem Bruder schon früh persönliche Beziehungen zu den führenden Geistern. Die zu Goethe, fortgesetzt bis zu dessen Tod, wurde die wichtigste; denn der Dichter war ja auch Naturforscher, so daß sich ein auf Geben und Nehmen beruhendes Verhältnis herausstellte. An dem »außerordentlichen Talent des außerordentlichen Mannes« bestaunte Goethe nicht nur das Wissen, sondern auch die Fähigkeit, in mündlicher Diskussion den Partner weniger zu überzeugen als zu überreden; er sei – so meinte Goethe – vielleicht der größte Redekünstler.

Es versteht sich, daß die Romantik für Humboldt keine Bedeutung von Belang mehr gewann. Wer dem Spruch nacheiferte *ὁ θεός ἀριθμητίζει* (der Gott zählt), konnte keinen Sinn haben für tief sinnige, aber unbeweisbare Spekulationen, und wer auf die Berge der Anden gestiegen, durch die Steppen Rußlands geeilt war, besaß erst recht kein Organ für biedermeiersche Beschaulichkeit. Hinzu kam ja noch, daß Humboldt die ihm gemäße geistige Form schon gefunden hatte, als die Romantik eine Breitenwirkung erzielte.

Das gilt bereits für den 35jährigen, der am 3. August 1804 nach fünfjähriger Abwesenheit wieder den Boden Europas betrat, versehen mit Notizbüchern, vollgepfropft mit Beobachtungsergebnissen, mit Zeichnungen, die Stecher jetzt zu Illustrationen seiner Werke umarbeiteten, mit Tabellen, mit selbstentworfenen Karten, vor allem solchen, die den Erdmagnetismus klärten, begleitet von 40 Kisten mit 6000 botanischen Species (darunter 600 neuen), nicht mehr schematisch geordnet nach Linnés System, sondern darauf hin beobachtet,

wie und wo sie wuchsen – ausgewertet ergab das eine neue botanische Disziplin: die Pflanzengeographie. Was dieser Tag in der Geschichte der Wissenschaft bedeutete, hat 40 Jahre später einer der Bewunderer Humboldts, der Geograph Carl Ritter, in die Worte gefaßt: »Es war, als wenn eine neue Sonne voll Licht und Wärme im Westen über der neuen Welt emporgestiegen, um auf die alte Welt wohlthätig zurückzustrahlen. Alles Schöne und Herrliche, was in beiden, auf und in ihnen, in Gottes Schöpfung prangte oder vor den Menschen noch geheimnisvoll in dunklen Schächten verborgen lag, erhob sich in neuem Lichte, in entschleierter Klarheit. Die Natur in beiden Erdhälften trat nun erst in ihrem Gegensatz, in ihrer Individualität, in ihrer harmonischen Gesetzmäßigkeit, in ihrer wahren Größe und Erhabenheit hervor.« Das heißt: Humboldt ein zweiter Columbus, der die Neue Welt nun wissenschaftlich entdeckt hatte! »Die richtige Karte Amerikas, nach tausenden astronomischen, geodätischen, hypsometrischen mühevollen Messungen bleibt wohl das großartigste, unvergängliche Denkmal für alle Zukunft.«

Humboldt, in seiner Jugend kränklich, dann ständig gesund und von einer erstaunlichen Leistungsfähigkeit, konnte es sich zumuten, in seinem 60. Lebensjahr noch eine zweite Reise durchzuführen, um seinem Weltbild eine ergänzende Dimension einzufügen.

Im Jahre 1829 durcheilte er in 23 Wochen als Gast des Zaren dessen Reich, überall von den Beamten gefördert und mit Pferden versehen; über Ural und Altai vorstoßend, gelangte er bis zur chinesischen Grenze. 20 Jahre später hätte er streckenweise bereits die Eisenbahn benutzen können; so mußte er die ganze Reise – abgesehen von einer Flußfahrt – im Wagen absolvieren, von Berlin bis Berlin 18 500 Kilometer. Dabei hatte er sich

zehnmal über die Wolga, achtmal über den Irtysch übersetzen lassen, was damals mit Schwierigkeiten, ja mit Risiko verbunden war. Humboldt überstand das alles und konnte 1831 der wissenschaftlichen Welt in zwei Bänden (denen 1843 drei weitere folgten) die Ergebnisse vorlegen. Auf der Rückfahrt hatte ihn die St. Petersburg University geehrt, und der Rektor hatte Humboldt als den »Prometheus des 19. Jahrhunderts« gefeiert – in diesem Vergleich stak wie in dem mit Columbus gleichfalls etwas Richtiges.

Als Sechundsiebziger legte Humboldt dann den I. Band seines Lebenswerkes vor, dem im Laufe der Jahre noch vier weitere folgten: das war das Alter, in dem mehrere Jahrzehnte später Leopold von Ranke die in einem gleichlangen Leben gewonnenen Einsichten in seiner »Weltgeschichte« zusammenfaßte. In den fünf Bänden breitete Humboldt vor dem gebildeten Publikum aus, was er von Mikro- und Makrokosmos wußte, von dem »großen und verwickelten Gemeinwesen, welches wir Natur und Welt nennen«. In der Vorrede, sprach er von seinem »Bestreben, die Erscheinungen der körperlichen Dinge in ihrem allgemeinen Zusammenhange, die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganzes aufzufassen«. Diesem monumentalen Werk, das ihn als kultivierten Schriftsteller ausweist und so gefaßt war, daß nicht nur die Fachleute es verstehen konnten, gab er – dem griechischen Wort eine neue Bedeutung verleihend – den Namen »Kosmos«. Im Jahre 1811 hatte sein Bruder Wilhelm von ihm geschrieben: »Gegen das Einzelne, sofern es isoliert besteht und isoliert bleibt, hat er wahre Abscheu«; jetzt war er so weit, daß er die Schöpfung als Wechsel in den Organismen, daß er Erde und Himmel als einen Gesamtorganismus, in dem alles kausal

determiniert ist, zu begreifen, zum mindesten zu errahnen vermochte. Denn ihm stand vor Augen, daß der eroberte Wissensbesitz nur ein sehr unbedeutender Teil von dem war, »was bei fortschreitender Tätigkeit und gemeinsamer Ausbildung die freie Menschheit in den kommenden Jahrhunderten erringen wird«.

Die Quintessenz seiner Einsicht formulierte Humboldt 1850 so: Alles Erscheinende sei uranfänglich in der Welt im Keime vorhanden, sei alles von Ewigkeit im Weltplane festgesetzt – dann korrigierte er sich: nicht im Weltplane; denn das wäre unphilosophisch gesprochen: »Das lautet, als habe Gott, gesondert von der Welt, nachgedacht über die Welt und sie geschaffen. Die Dauer der Welt aber läßt sich nur denken ohne Anfang und ohne Ende.« Auf Grund dieser und verwandter Aussprüche wird Alexander von Humboldt jetzt als Vorbereiter der materialistischen Weltdeutung in Anspruch genommen; andererseits haben sich die Kirchlichen bereits zu seinen Lebzeiten daran gestoßen, daß in allen Bänden des »Kosmos« nicht einmal das Wort »Gott« vorkommt; sie meinten, im Grunde sei der Verfasser ein Atheist. In beiden Fällen wird der wahre Humboldt verkannt. Einen Brief in den vor Erregung zitternden Händen haltend, stieß er mit – bei ihm ungewohntem – Zorn die Worte aus: »Hier ist ein Mann, der mich bezichtigt, nicht an Gott zu glauben!« Über den Gottesbegriff des Protestantismus war er hinausgewachsen; von der Erweckungsbewegung und Hengstenbergs Orthodoxie trennte ihn ein Graben ohne Brücken; aber er war weder Materialist noch Atheist, konnte beides auch nicht werden, da er geistig der Welt, aus der er stammte und deren Wandel er mitgemacht hatte, nicht entwachsen war und seinen Weg ohne inneren Bruch zurückgelegt hatte.

Bei der Besteigung des Chimborasso war es ihm nicht vergönnt gewesen, den allerhöchsten, 6310 Meter emporragenden Gipfel zu erklimmen. Sein geistiges Leben war seither eine Gratwanderung zwischen konfessionell gebundenem Glauben und Agnostizismus gewesen; im »Kosmos« erreichte der Beneidenswerte den Gipfel seiner wissenschaftlichen Wirksamkeit: wirklich ein Prometheus, den Menschen die Flamme des Wissens bringend, allen Geistern von Rang verbunden, aber so vielseitig, daß er allen, niemanden allein gehörte.

III.

Vergegenwärtigen wir uns das Äußere der Lebensform, die sich für Humboldt im Alter ergab. Es ergeben sich zwei Aspekte, die zunächst nicht zur Deckung zu bringen sind.

Vor unserem geistigen Auge taucht zunächst der Gelehrte auf, der jährlich mit schlecht lesbar gewordener Handschrift gegen 3000 Briefe und Billette schrieb, aus aller Herren Länder Büchersendungen und Informationen über neue Entdeckungen erhielt und sich ständig aufdringlicher Zuschriften mit phantastischen Vorschlägen zu erwehren hatte.

Als ihm zehn Jahre vor seinem Tode die Ehrenbürgerschaft Potsdams verliehen wurde, erklärte Humboldt, sein langes Leben sei den Fortschritten des Wissens, der Volkserziehung und der allgemeinen Bildung der Menschen gewidmet gewesen. Aber nur auf dem ersten Wege war er unmittelbar aktiv. Nie hat Humboldt das Bedürfnis empfunden, am Universitätsunterricht teilzunehmen. Als er ausnahmsweise sich zu jenem Vortragszyklus bereit fand, aus dessen Manuskript schließlich die Bände des »Kosmos« hervorgingen, bekannte er eingangs seine Befangenheit.

Soweit Humboldt nicht durch sein Kammerherrnamt ver-

pflichtet war, im Schloß zu übernachten, oder ein Besuch bei der Nichte in Tegel ihm Entspannung verschaffte, bewohnte er in einem abseits gelegenen Teil von Berlin ein einfaches Haus. Da während der kalten Jahreszeit wegen des Luftzuges der Haupteingang verschlossen blieb, mußten die Besucher den Hof durchschreiten, dann über eine steile, krumme Treppe zur Küche hinaufsteigen, um von ihr aus über ein halbdunkles Seitenzimmer den Empfangsraum zu erreichen. Hier empfing der im Alter auf starke Zimmerwärme angewiesene Humboldt im Frack mit weichem, weißem Halstuch seinen Gast: mit dünnen, zuletzt silbrigen Haaren, der Brille noch immer nicht bedürftig, etwas gebückt, aber weniger als Menschen seines Alters, nicht viel über mittlere Größe hinausragend, zuletzt gerundet, aber nicht beleibt.

Was die Besucher beeindruckte, waren die leuchtenden Augen, die wohllautende, modulationsreiche Stimme, die klare, durch das Alter nicht mitgenommene Gesichtsfarbe, das noch immer frische Gehebe, vor allem die vollendete Humanität, die den bereits durch Verdienste ausgewiesenen Gast nach Gebühr ehrte und die Jungen durch Güte faszinierte: ein Seigneur mit der Ausgewogenheit des 18. Jahrhunderts, dazu ein »Protector scientiarum«, der immer bereit war, Auskunft zu erteilen, Bücher auszuleihen, auch konkret zu helfen, zu fördern – das haben viele Witwen von Gelehrten und vor allem der wissenschaftliche Nachwuchs erfahren.

Zu diesem Aspekt gehört ein zweiter, ganz anderer, der des Hofmannes. Manche Autoren sind in Schwierigkeiten geraten, wenn sie diese Seite des großen Mannes zu behandeln hatten – sie hätten es lieber gesehen, wenn es diesen zweiten Humboldt gar nicht gegeben hätte. Wie steht es damit?

Nach langen Gesprächen mit Humboldt hatte Friedrich von Gentz 1822 an einen Sekretär Metternichs geschrieben: »Er ist nicht bloß ein entschiedener Liberaler, sondern auch ein ausgesprochener Republikaner.« Metternich hatte ihn kurzweg als »politisch schiefen Kopf« abgetan. Gentz war zu dem Schluß gekommen: »Schaden kann er durchaus nicht stiften; der König (d. h. Friedrich Wilhelm III.) lacht über ihn, wie ich.« Wenn dieser durch seine steife Nüchternheit berüchtigte Monarch Humboldt zu seinem Kammerherrn gemacht hatte, war das eine Motiv gewesen, daß der Berliner Hof auf diese Weise seinen Besuchern eine international hochgeachtete Gestalt vorweisen konnte, ein weiteres, daß Humboldt ein unerschöpflicher Unterhalter war, der das eingetrocknete Hofleben anzuregen vermochte. Das wurde 1840 anders, als der vielseitig interessierte Friedrich Wilhelm IV. die Regierung antrat. Er vermochte auf Humboldts Gesprächsthemen einzugehen, sprach aber mit ihm nicht über politische Dinge. Ergriff dieser einmal zu einer solchen Frage das Wort, fuhr ihm der König über den Mund: »Davon verstehen Sie nichts, Humboldt.« Nur auf das 1847 erlassene Gesetz über die Judenemanzipation konnte Humboldt einwirken, aber nicht mit dem Erfolg, den er sich gewünscht hatte; sonst war er nur noch an der – skurrilen, aber für einen human eingestellten Geist grundsätzlich wichtigen – Entscheidung beteiligt, ob ein Sklave, der preußischen Boden betrat, automatisch die Freiheit erlangte. Friedrich Wilhelm IV. riegelte sich politisch schon deshalb vor Humboldt ab, weil er sich romantischen Ideen hingab, von seinem Gottesgnadentum überzeugt war und unter dem Einfluß der Brüder von Gerlach – »eine gefährliche Race« hat sie Humboldt genannt – zum alten Ständestaat zurückschielte. Verhaßt war Humboldt die Frömmerei dieser »Hofcamarilla«.

Als der General Leopold von Gerlach sich nach dem Sieg der Reaktion herausnahm, ihn zu fragen: »Ew. Excellenz gehen jetzt wohl recht oft in die Kirche?«, antwortete er mit schneidendem Spott: »Das ›Jetzt‹ ist sehr freundlich von Ihnen; Sie wollen mir dadurch den Weg anzeigen, auf dem ich meine Karriere machen könnte« – bei aller Humanität konnte Humboldt sehr sarkastisch sein. Wehrlos war er natürlich, wenn ein König ihn aufs Korn nahm: es ist nicht überliefert, was er antwortete, als Ernst August von Hannover, der die Vertreibung der Sieben Göttinger auf dem Gewissen hatte, ihn fragte: »Nun Humboldt, noch immer Republikaner und doch in Sanssouci?« Hinter diesem billigen Spott lauerte eine ernste Frage:

Aus seinen politischen Überzeugungen hat Humboldt nie ein Hehl gemacht. Sein Leitbild war die konstitutionelle Monarchie, erstmalig – allerdings nur für ganz kurze Zeit – verwirklicht durch die Verfassung, die Ludwig XVI. abgenötigt worden war. Im Alter erklärte Humboldt einem Besucher: »Seit 1789 bin ich gewiß über meine Richtung, und ich denke, daß es deutlich in meinen Schriften zu lesen ist.« Er sei, so führte er weiter aus, den Ereignissen der Zeit ohne Aufhören gefolgt, »besonders den Bestrebungen für die Einheit Deutschlands, deren Herstellung freilich fast unüberwindliche Schwierigkeiten darbietet«; jetzt herrsche die Reaktion, aber man sei doch weitergekommen. In seinem Todesjahr war die Hoffnung auf die Einigung des Reiches neu entflammt – aber ihm erging es wie Moses, der den Einzug in das gelobte Land nicht mehr erlebt hatte.

Darüber hinaus dachte Humboldt an die Menschheit. In dem von ihm herausgegebenen schriftlichen Nachlaß seines 1835 verstorbenen Bruders steht der Appell an »das Bestreben, die Grenzen, welche Vorurteile und einseitige Ansichten aller Art

feindselig zwischen die Menschen gestellt, aufzuheben und die gesamte Menschheit ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe als einen großen, verbrüdernten Stamm« zu behandeln. Mit diesen Worten Wilhelms hat sich Alexander sicherlich voll und ganz identifiziert; denn sie waren – so Goethe – »Dioskuren«.

Warum ist Humboldt am Hof des Königs geblieben, an dem er zwar durch Fürsprache in gelehrten und rein menschlichen Angelegenheiten Gutes bewirken konnte, an den er jedoch auf Grund seiner Überzeugungen weder vor noch nach 1840 paßte? Man mag darauf hinweisen, daß Humboldt – nachdem seine Erbschaft durch die Reise und ihre Auswertung verschlungen war – auf geregelte Einnahmen angewiesen war, und da er nie eine Stellung an der Universität ambitionierte, bedurfte er finanzieller Hilfsmittel. Die Staatspension, die ihm vom König zugesprochen wurde, war die sicherste; dazu kamen noch einmalige Zuwendungen und Bewilligungen. Auf diese Weise hat Humboldt im Laufe seines langen Lebens ungefähr den dreifachen Betrag seiner Erbschaft erhalten – ihm gegenüber ist der sonst so sparsame preußische Staat nicht kleinlich gewesen.

Aber die Erklärung, Humboldt habe sich »kaufen« lassen, ist zu einfach. Es war vielmehr so, daß Humboldt nur vier Stunden Schlaf benötigte und den ganzen Tag über rastlos tätig war. Er brauchte als Gegengewicht Entspannung – wo konnte er sie finden? In den Zirkeln der Berliner Professoren? Nein! Mochten sie gelegentlich als Gesprächspartner erwünscht sein, wenn sie etwas in ihrem Fach leisteten – aber als dauernder Umgang kamen sie für einen so weitgereisten, weltläufigen »barone« nicht in Frage. Im Berliner Bürgertum? Für dieses galt das erst recht. In den Häusern kultivierter Juden? Ihre Zahl war beschränkt. Daß die adlige, mit Offizieren durchsetzte

Hofgesellschaft als solche Humboldt geistig nichts zu bieten hatte, versteht sich von selbst, mochte er auch den einen oder anderen aus ihr schätzen gelernt haben. Es blieb also nur der Hof, der zwar nicht die Anregungen bot, die Humboldt bei seinen Aufenthalten in Paris intensiv auskostete, an dem unter Friedrich Wilhelm III. eine geradezu bleierne Atmosphäre herrschte, an dem man aber doch erfuhr, was in der Politik, in der Gesellschaft vor sich ging. Dort gab es Gelegenheit, Gäste zu treffen, die Humboldt interessierten; dort war auch noch am wenigsten von der biedermeierlich-behägigen Bürgerlichkeit zu spüren, die zu Humboldt so gar nicht paßte.

Das Faktum, weshalb sich der der Entspannung bedürftige große Gelehrte immer wieder am Hof einfand, obwohl er dort politisch nicht ernst genommen wurde, hat Varnhagen von Ense 1844 scharfblickend so erklärt: Hof und Gesellschaft seien für Humboldt »wie ein altgewohntes Stammhäusel, wo man seinen Abend zuzubringen und seinen Schoppen zu trinken pflegt« – eine banale, aber sicherlich richtige Erklärung.

Das Hofleben war der Ersatz für eine Existenz in Ehe und Familie, auf die Humboldt verzichtet hatte. Natürlich waren viele Gespräche fade, waren nur »Tagestratsch« – aber wir wissen, daß Humboldt auch an ihnen teilgenommen hat, da er eben Entspannung, Gegengewicht gegen unaufhaltsame Berufsarbeit brauchte.

Mehr als ein Beobachter hat Humboldt vorgeworfen, er sei redselig und eitel gewesen. Wie hätte das anders sein können bei einem so einsam Lebenden? Er wollte, wenn er aus seinem Gehäuse heraustrat, gehört werden und sich bestätigt finden. Denn so war es! Schon 1841 hatte Varnhagen, der Humboldt nächst dem Bruder vielleicht am besten kannte, notiert: »Er

hat in der Tat wenig Freude, und nur seine satirische Munterkeit macht ihm das Leben hier noch erträglich.«

Humboldt, der damals noch fast zwei Jahrzehnte Wirksamkeit vor sich hatte, war im Gespräch auf die schwere Abendluft zu sprechen gekommen, die sein Leben umgebe. Varnhagen hatte dazu vermerkt: »Es ist hart, Humboldt zu sein und das sagen zu müssen auf dem Gipfel der Ehren, in der Fülle des Ruhms.«

IV.

Bei Humboldts Begräbnis, an dem alle Schichten der Berliner Bevölkerung teilnahmen, fehlte – bis auf einige Ausnahmen – die Geistlichkeit. Der Generalsuperintendent, der die Grabrede hielt, bemühte sich, Humboldts Christentum zu beweisen, aber man merkte ihm an, daß er seine Argumente mühsam zusammengesucht hatte. Im Reiche der göttlichen Dinge sei – so resümierte ein Geistlicher den Inhalt der Rede – der große Wissenschaftler ein Fremdling gewesen; die tätige Liebe, die er bei Lebzeiten erwiesen habe, lasse jedoch hoffen, daß der barmherzige Gott ihm die Liebe Christi offenbaren werde.

Die internationale Wissenschaft war sich in diesen Tagen in der Überzeugung einig, daß sie einen Bahnbrecher verloren hatte, mit dem sich seit den Tagen des Aristoteles nur wenige messen konnten. Aber sie hastete weiter: in Humboldts Todesjahr ließ Charles R. Darwin das Buch »On the Origin of Species by Means of Natural Selection« erscheinen, das er wegen seines umstürzenden Charakters sich lange nicht zu publizieren getraut hatte: es versetzte der idealistisch-optimistischen, von der Aufklärung vorbereiteten, durch den Idealismus beflügelten Weltauslegung, die auch Humboldt noch vertreten hatte, den Todesstoß.

Die Erfolge, die bei der Erforschung von Makro- und Mikrokosmos erzielt wurden, jagten sich. Der Positivismus, nüchtern,

exakt, erfolgreich und fortschrittsgläubig, beherrschte die Geister; Humboldts »Kosmos« zerfiel in eine Unzahl von Bereichen, die zusammen zu sehen immer schwieriger wurde.

Als 24 Jahre nach Humboldts Tod die vor der Berliner Universität aufgestellten Denkmäler der Brüder Humboldt enthüllt wurden, stellte Emil du Bois-Reymond als deren Rektor in einer feierlichen Rede fest, der Naturforscher Humboldt habe eigentlich nicht auf der letzten Höhe der Wissenschaft gestanden; denn ihm habe es an physikalisch-mathematischem Verständnis gefehlt. Über eine gewisse Grenze hinaus habe er die Erscheinungen nicht zu zergliedern vermocht: »Er ließ sich genug sein an Feststellung und Anschauung des Tatsächlichen.« Kosmos sei kein wissenschaftlicher Begriff im höchsten Sinne; denn Chaos und Kosmos seien gemäß moderner Einsicht kein Gegensatz; vielmehr gehe der Kosmos aus dem Chaos hervor. Der Begriff »Kosmos«, so verwandt, wie Humboldt das getan habe, laufe auf ästhetischen Anthropomorphismus hinaus. Das hieß: Humboldt habe sich trotz seines Bemühens von der antiken Naturphilosophie nicht entschlossen genug gelöst, habe sich vom Geist der deutschen Klassik nicht so radikal abgewandt, wie der Gang der Naturwissenschaften das erforderlich gemacht habe – er sei überholt.

Das ist das Schicksal aller Großen im Bereich der Wissenschaften und der Philosophie, daß ihnen das eines Tages widerfährt. Im Falle Alexander von Humboldts ist es immerhin so, daß mehr als ein Dutzend Wissenschaften ihn noch heute als Bahnbrecher registrieren, manche ihn sogar als ihren Inaugurator anerkennen. Aber der 1859 noch hoch Geehrte gehört als Gesamterscheinung nun doch der Geschichte an. Welcher Platz in ihr gebührt ihm?

Vor Alexander von Humboldt hatte es keinen gegeben, der die Phänomene des gestirnten Himmels, die ohne Sonnenlicht in den Bergwerken vegetierenden Moose, die Phänomene des Hochgebirges und der Steppen, den Erdmagnetismus, die an die Gegebenheiten gebundene Flora und die Geschichte der Kultur vom Bau der Pyramiden an und dazu den Menschen in seiner Reaktion auf die ihn umgebende Welt zusammenzusehen vermocht hatte: alles, was bis 1859 entdeckt, erforscht, rational gefolgert worden war, hatte in Alexander von Humboldts »Weltsicht« seinen Platz gefunden. Nach ihm – dem »Prometheus seiner Zeit« – hat es keinen seinesgleichen gegeben.

Wird es wieder einmal seinesgleichen geben? Je mehr die Geheimnisse des Makro- und des Mikrokosmos entziffert wurden, drohten sie, auseinanderzustreben. Erst die moderne Naturwissenschaft vermag Makro- und Mikrokosmos wieder zusammen sehen, weil sie entsprechenden Vorgängen im ganz Großen und im ganz Kleinen auf der Spur ist.

Aber kann noch ein Einzelner die Vielzahl der sich entscheidenden Geheimnisse als »Kosmos« zusammensehen? Das stößt auf die Schwierigkeit, daß inzwischen die Schlüsselfigur der Humboldtschen Weltansicht, der Mensch, von der Wissenschaft analysiert (d. h. auseinandergenommen) worden ist: er ist daher zu der Rolle des Atlas, die ihm der »Urgreis« noch belassen konnte, nicht mehr geeignet.

Ja, einen Alexander von Humboldt hat es nur einmal gegeben, wird es nie wieder geben. Mochte es ihm zu seinen Lebzeiten oft schwergefallen sein, »Humboldt zu sein« (so Varnhagen) – rückschauend bleibt er bewunderungswürdig, beneidenswert.

II

Aus der Chronik des Ordens 1968 und 1969

1. Zuwahlen 1968 und 1969
2. Aushändigung der Ordenszeichen an neue Mitglieder
 - Theodor Eschenburg
 - Marino Marini
 - Konrad Lorenz und Karl Ziegler
 - Rudolf Bultmann
 - Franz Wieacker
 - Hugo Friedrich
 - Alvar Aalto
 - Sir Maurice Bowra
 - Stephan Kuttner
3. Berichte über die
 - Zwischentagung in Baden-Baden 1969
 - Ordenstagung in Bonn 1969
4. Grußwechsel des Ordenskanzlers mit dem scheidenden Bundespräsidenten Dr. h. c. Heinrich Lübke und Dank des Bundespräsidenten Dr. Gustav W. Heinemann für die Begrüßung bei seinem Amtsantritt

5. Bildteil

Otto Hahn und Karl Ziegler (1964)

Gerhard Ritter auf der Ordenstagung in Berlin (1967)

Übergabe der Ordenszeichen an

Theodor Eschenburg

Hugo Friedrich

Franz Wieacker

Alvar Aalto

Sir Maurice Bowra

Ordenstagung in Bonn 1969

ZUWAHLEN

1. Am 29. Mai 1968 in Bonn:

a) Inländische Mitglieder.

An Stelle von GERHARD RITTER:

Professor Dr. THEODOR ESCHENBURG (Politologe).

Die Übergabe erfolgte am 12. Juni 1968 im Rektorat der Eberhard-Karls-Universität in Tübingen.

An Stelle von RICHARD KUHN:

Professor Dr. KURT MOTHES in Halle a. d. Saale (Biochemiker). Die Wahl ist noch nicht in Kraft getreten.

b) Ausländische Mitglieder.

Professor MARINO MARINI (Bildhauer und Graphiker, Mailand).

Die Übergabe erfolgte am 7. Oktober 1968 in der Villa Almona durch den Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in Rom, Herrn Hans-Heinrich Herwarth von Bitterfeld.

2. Am 4. Juni 1969 in Bonn:

a) Inländische Mitglieder

An Stelle von ROMANO GUARDINI:

Professor D. RUDOLF BULTMANN (Theologe).

Die Übergabe des Ordenszeichens erfolgte am 26. Juni 1969 in Braunlage (Harz) in Gegenwart seiner Gattin.

An Stelle von FRANZ DÖLGER:

Professor Dr. HUGO FRIEDRICH (Romanischer Philologe).

Die Übergabe des Ordenszeichens erfolgte am 2. Juli 1969 in seiner Wohnung in Freiburg in Gegenwart seiner Gattin und Tochter.

An Stelle von ALFRED KÜHN:

Professor Dr. KONRAD LORENZ (Zoologe).

Die Übergabe erfolgte am 13. Juni 1969 am Schluß der Tagung der Max-Planck-Gesellschaft in Göttingen im Hotel Gebhardt.

An Stelle von OTTO HAHN:

Professor Dr. KARL ZIEGLER (Chemiker).

Die Übergabe erfolgte gleichfalls am 13. Juni 1969 am Schluß der Tagung der Max-Planck-Gesellschaft im Zusammenhang mit der Übergabe des Ordenszeichens an Herrn Lorenz.

An Stelle von KARL JASPERS:

Professor Dr. FRANZ WIEACKER (Rechtshistoriker).

Die Übergabe erfolgte am 28. Juni 1969 im Rektorat der Universität Göttingen.

b) Ausländische Mitglieder.

Professor ALVAR AALTO (Architekt, Helsinki-Munkkiniemi).

Die Übergabe erfolgte am 13. November 1969 im Bundespräsidialamt in Bonn, in Gegenwart des Herrn Bundespräsidenten.

Sir MAURICE BOWRA (Philologe in Oxford).

Die Übergabe erfolgte am 30. Oktober 1969 in der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in London.

Professor Dr. STEPHAN KUTTNER (T. Lawrason Riggs Professor of Roman Catholic Studies, Yale University).

Die Übergabe erfolgte am 24. November 1969 in der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in Washington.

AUSHÄNDIGUNG DER ORDENSZEICHEN
AN NEUE MITGLIEDER

Übergabe des Ordenszeichens durch den Ordenskanzler an

THEODOR ESCHENBURG

in der Tübinger Universität
am 12. Juni 1968

Auf Einladung des Rektors Prof. Dr. jur. Ludwig Raiser versammelten sich die Angehörigen, Dekane, Ritter und Freunde in einem Festraum der Universität. Aus seiner Begrüßung sei der Hinweis hervorgehoben, auf Außenstehende müsse es seltsam wirken, daß ein Hamburger einen Lübecker auf schwäbischem Boden einen von einem preußischen König gestifteten Orden umhängen wolle, aber im Rahmen der Geschichte des »Pour le mérite für Wissenschaften und Künste« sei dieser scheinbare Widersinn sinnvoll. Der Ordenskanzler ging kurz auf die Geschichte des Kapitels ein und begründete dann, weshalb es Theodor Eschenburg zugewählt habe.

Hinter Ihrem Rücken habe ich mir die eindrucksvolle Liste Ihrer Veröffentlichungen verschafft, und ich besinne mich auf den Gewinn, den ich als Historiker aus einem Band Ihrer gesammelten Aufsätze zog. Was Sie, in noch jungen Jahren Gustav Stresemann nahezutreten, über ihn aufgezeichnet haben, wird allzeit ein wichtiges Dokument bleiben, um den zu-

nächst in nationalistischem Fahrwasser schwimmenden, dann sich läuternden, neue Aspekte öffnenden, gegen einen siechenden Körper ankämpfenden, schließlich vorzeitig gestorbenen Kanzler und Außenminister der Weimarer Zeit zu begreifen – ihn und zugleich diese Zwischenphase der deutschen Geschichte.

Nimmt man das alles zusammen, was Sie veröffentlichten, wird kein Wissenschaftler Ihnen seinen Respekt versagen. Aber es waren nicht allein diese Leistungen, die uns veranlaßten, Sie zuzuwählen.

Nach unserer Satzung ist der Orden bestimmt für Männer und Frauen, die durch weit verbreitete Anerkennung ihrer Verdienste sich in der Wissenschaft oder in der Kunst einen ausgezeichneten Namen erworben haben. Dieser, bereits in der Satzung von 1842 verankerte Satz ist in die Satzung des 1952 erneuerten Ordens übernommen worden, gilt auch heute noch. Das bedeutet, daß wir berechtigt sind, nicht nur Frauen und Männer zuzuwählen, die sich durch umfangreiche Forschungen, durch neue Erkenntnisse, durch ungewöhnliche Leistungen im Bereich der Kunst auszeichneten, sondern auch solche, die sich im öffentlichen Leben Deutschlands verdient gemacht haben.

Hier sehe ich Ihr Hauptverdienst. In der Begründung meines – von den Herren Vizekanzlern statutenmäßig zu billigenden – Vorschlags habe ich, meine Damen und Herren, den Gewählten bezeichnet als das juristische Gewissen der Bundesrepublik, und er erreichte ohne weiteres die erforderliche Stimmenzahl, da der Name »Theodor Eschenburg« nicht nur für Politologen und Juristen ein fester Begriff wurde. Heute ist es ja erfreulicherweise so, daß jeder am politischen Leben Interessierte hinhorcht, wenn unser neues Mitglied – in einer Tages- oder

Wochenzeitung mahnend, Widerspruch erhebend oder einen neuen Ausblick öffnend – zu aktuell gewordenen Fragen seine Meinung kundgibt.

Damit haben Sie, lieber Theodor Eschenburg, eine Funktion übernommen, für die ich keine Vorgänger namhaft zu machen wüßte: eine Funktion, die meines Erachtens gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Ständig werden wir vor neue Probleme gestellt: Dürfen Beamte streiken? Können die Studenten eine Gewerkschaft formieren? Welche Konsequenzen hat die Ernennung parlamentarischer Staatssekretäre? Der politisch Interessierte tappt zunächst im Nebel; dann erscheint ein Artikel von Ihnen, hochgeschätzter Kollege, der mit Sachkenntnis die Nebelschwaden auseinanderreißt: das eine Mal widersprechend oder warnend, das andere Mal eine Lösung dringender Probleme skizzierend, die zu verantworten ist. Bleibenden Wert möchte ich Ihrer Mahnschrift »Herrschaft der Verbände« zusprechen. Sie setzten hinter den Titel noch ein Fragezeichen, aber Sie haben in dieser Broschüre, die dank ihrer Lesbarkeit und Eindringlichkeit das Ohr der Öffentlichkeit erreichte, der Allgemeinheit eine Gefahr vor Augen gerückt, die bestand, die noch besteht und wohl weiter bestehen wird. Läßt sie sich eindämmen? Das ist eine offene Frage; daß sie in ihrer Gefährlichkeit erkannt ist, bleibt ein Verdienst von Theodor Eschenburg.

Damit habe ich die eingangs aufgeworfene Frage beantwortet. Jetzt kennen Sie, Magnifizenz, meine Herren Dekane, die Überlegungen, die das Kapitel des »Ordens Pour le Mérite für Wissenschaften und Künste« veranlaßten, den Vertreter eines bisher in seiner Mitgliederliste noch nicht vertretenen Faches, der Politologie, zum Mitglied zu wählen.

Als der derzeitige Ordenskanzler habe ich nunmehr die Ehre, in Anwesenheit von drei Mitgliedern unseres Kapitels Ihnen, Herr Theodor Eschenburg, das Ordenszeichen umzuhängen, das vor Ihnen viele Jahre der Historiker Gerhard Ritter getragen hat, vor ihm Ernst Robert Curtius, vor diesem Eduard Wölfflin.

Ich beglückwünsche Sie, unser nunmehriges Mitglied, und heiße Sie willkommen in unserem Kapitel, das nicht nur ein Gremium von Geistes- und Naturwissenschaftlern sowie Künstlern ist, sondern auch ein Kreis von Freunden, zusammengehalten durch die Verpflichtung, daß sie – angesichts der zweimal abgerissenen Tradition und der heutigen Negation jeglicher Vergangenheit – Garanten der Kontinuität sind. Das ist nicht wenig! Ich zitiere abschließend einen Autor und faszinierenden Redner, der von diesen Fragen mehr verstand als andere: »Die Vergangenheit läßt uns nicht los, sie greift nach uns mit Tausenden von Händen.« Die Worte stammen von Wladimir Iljitsch Lenin, der ein neues Zeitalter eröffnet hat.

Anschließend wurden die Eingeladenen vom Rektor zu einem Frühstück gebeten.

Übergabe des Ordenszeichens an

MARINO MARINI

Rom 7. Oktober 1968

Der Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in Rom, Herr Hans-Heinrich Herwarth von Bitterfeld, der im Auftrage des Herrn Bundespräsidenten als Protektor des Ordens das Ordenszeichen übergab (der Ordenskanzler konnte zu seinem Bedauern seine Absicht, zu der Verleihung nach Rom zu kommen, nicht durchführen) berichtet hierüber:

»Am 7. Oktober 1968 habe ich dem italienischen Bildhauer und Graphiker, Herrn Professor *Marino Marini*, den Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste ausgehändigt. Das letzte italienische Mitglied des Ordens war der Präsident der italienischen Republik und Nationalökonom Prof. *Luigi Einaudi*.

Die Übergabe fand in der Villa Almone im Rahmen eines Frühstücks statt, an dem neben hohen Beamten des Erziehungsministeriums eine Anzahl persönlicher Freunde des Gelehrten aus der italienischen Gesellschaft teilgenommen haben, um deren Einladung er gebeten hatte.

Professor Marini zeigte sich über die ihm zuteil gewordene Auszeichnung erfreut und bewegt. Er bat mich, dem Herrn Bundespräsidenten und dem Herrn Ordenskanzler seinen aufrichtigen Dank zu übermitteln.«

Übergabe der Ordenszeichen durch den Ordenskanzler an

KONRAD LORENZ

UND KARL ZIEGLER

Am Schluß der diesjährigen Tagung der Max-Planck-Gesellschaft in Göttingen am 13. Juni 1969 versammelte sich im Hotel Gebhardt, wo unter dem Vorsitz des Herrn Bundespräsidenten Dr. h. c. Heinrich Lübke das Abschiedsessen stattfand, in einem Sonderzimmer ein kleiner Kreis, zusammengesetzt aus den neugewählten Mitgliedern Konrad Lorenz und Karl Ziegler, ihren Angehörigen sowie Mitarbeitern, Freunden und Schülern. Vom Kapitel waren anwesend die Herren W. Heisenberg und K. F. v. Weizsäcker. An Hand der von Sachkundigen verfaßten Laudationes würdigte der Ordenskanzler die Verdienste der beiden Zugewählten und händigte dann Herrn Ziegler das Ordenszeichen Otto Hahns, Herrn Lorenz das Ordenszeichen Alfred Kühns aus.

Übergabe der Ordenszeichen durch den Ordenskanzler an

RUDOLF BULTMANN

Am 23. Juni fand sich der Ordenskanzler in Braunlage (Harz) ein, wo Prof. em. D. theol. Bultmann zusammen mit seiner Gattin eine Kur im Sanatorium Barner absolvierte. In Gegenwart von Herrn Dr. med. Barner und Frau Bultmann überreichte der Ordenskanzler dem neuen Mitglied das Ordenszeichen Romano Guardinis. Anschließend wurde Herr Bultmann über die Fragen, die das Kapitel zur Zeit beschäftigen, eingehend ins Bild gesetzt. Ein Mittagessen, zu dem Dr. Barner auch noch den Prof. em. Dr. med. Holthusen (Hamburg) und Gattin, geb. Weizsäcker, eingeladen hatte, und ein Nachmittagsgespräch, in dem der Ordenskanzler Herrn Bultmann über seine in Rom erzielten, in Bonn vorgetragenen Ergebnisse orientierte, vertieften den Kontakt.

Der schlichte Rahmen, in dem die Übergabe dieses Ordenszeichens erfolgte, entsprach dem Wunsch, den der Geehrte vorher ausgesprochen hatte. Der Ordenskanzler teilte anschließend dem Rektor der Marburger Universität Wahl und Aushändigung des Ordenszeichens mit und bat ihn, seine Mitteilung dem Senat sowie der Theologischen Fakultät bekannt zu geben.

Übergabe der Ordenszeichen durch den Ordenskanzler an

FRANZ WIEACKER

Am 28. Juni überreichte der Ordenskanzler in Göttingen dem neugewählten Mitglied Franz Wieacker das Ordenszeichen, das vor ihm Karl Jaspers, vor diesem Eduard Spranger getragen hat. Die Übergabe fand im Rektorat in Anwesenheit des Rektors, Prof. Dr. rer. nat. H.-H. Voigt, des Konrektors Prof. Dr. med. Meyer, des Prorektors Prof. D. theol. Lohse, des Dekans der Juristischen Fakultät, Prof. Dr. iur. B. Großfeld, der Präsidenten der Akademie, Prof. Dr. Hans Neumann und Prof. Dr. Glemser, des Prof. Dr. C. L. Siegel (Pour le mérite) sowie einiger Freunde des neuen Mitglieds statt.

In seiner Laudatio umriß der Ordenskanzler die großen Verdienste, die sich Prof. Wieacker auf den verschiedenen Gebieten der Rechtsgeschichte erworben hat. Er hob hervor, daß Prof. Wieacker die Interpolationenforschung, die die Römische Rechtsgeschichte so lange in Atem gehalten hat, in seinem (von der Göttinger Akademie gedruckten) Werke auf eine feste Grundlage gestellt habe: ein Verdienst, für das ihm auch der Historiker dankbar sein müsse, weil die Frage allgemein wichtig ist, wie weit in der von Justinian veranlaßten Bearbeitung des Römischen Rechts die älteren Texte überarbeitet, für uns also nicht mehr in der Originalfassung greifbar sind.

Der Ordenskanzler unterstrich weiter, welches Verdienst sich Prof. Wieacker durch seine (vor kurzem in zweiter, neu bearbeiteter Fassung erschienen) »Geschichte des deutschen Privatrechts« erworben hat. Sie verarbeitet eine umfangreiche Litera-

tur und behandelt ein Thema, das durch die deutsche Vielstaatlichkeit aufgesplittert ist, in meisterhafter, dem Verfasser sowohl als Juristen als auch als Historiker Ehre machender Weise.

Schließlich hob der Ordenskanzler das große Wissen Prof. Wieackers im Bereich der neueren Geistesgeschichte hervor, das ja in vielen Aufsätzen seinen Niederschlag gefunden hat. Es gebe nicht viele Gelehrte, die sich an Umfang der Kenntnisse und Tiefe des Verstehens mit ihm zu messen imstande seien. – Auf die spezifisch juristischen Verdienste des neuen Mitglieds einzugehen, mußte sich der Ordenskanzler versagen, da er als Historiker sich darüber kein Urteil anmaßen durfte.

In dieser Laudatio wurde hervorgehoben, daß die Anregung, Prof. Wieacker zuzuwählen, auf den Altkanzler, Prof. Dr. Erich Kaufmann, einen der markantesten Vertreter der älteren Juristengeneration, zurückgehe.

Abschließend dankte der Ordenskanzler dem Rektor, daß er ihm die Gelegenheit geboten habe, das Ordenszeichen in angemessener Form zu überreichen. In seinen Dank schloß er die Vertreter der Universität sowie der Akademie der Wissenschaften ein, die durch ihr Kommen dokumentiert hätten, daß sie sich über die erfolgte Zuwahl freuten und sie für berechtigt ansähen.

Übergabe der Ordenszeichen durch den Ordenskanzler an

HUGO FRIEDRICH

Die Übergabe des Ordenszeichens an Prof. Dr. phil. Hugo Friedrich erfolgte auf seinen Wunsch in seiner Freiburger Privatwohnung am 2. Juli 1969. Anwesend waren außer Gattin und Tochter der Rektor der Universität Prof. Dr. phil. Boesch, der Dekan der Philosophischen Fakultät Prof. Dr. phil. Oberndörfer und Prof. Dr. Gottfried Schramm (als Kollege sowie als Sohn des Ordenskanzlers).

Nach einem Rückblick auf die Geschichte des Ordens verlas der Ordenskanzler eine Würdigung, in der er zunächst der früher dem Kapitel angehörenden Romanisten, besonders des ihm noch befreundeten Ernst Robert Curtius gedachte, den die Verdienste kennzeichneten, die sich das neue Mitglied innerhalb seines Faches und über dieses hinaus erworben hat. Danach fand ein gemeinsames Mittagessen statt. Nachmittags fuhren die Genannten gemeinsam in das Münstertal und kehrten bei Sonnenuntergang über den Schauinsland nach Freiburg zurück.

Abschließend brachte das neue Mitglied zum Ausdruck, daß die Übergabe des Ordenszeichens im engsten Kreise im Hinblick auf die Zeitläufte ganz seinen Wünschen entsprochen habe.

Der Aufforderung des Ordenskanzlers folgend hat Herr Friedrich über sein Leben und seine Schriften Bericht erstattet. Er wird – da besser treffend als die verlesene Laudatio – an deren Stelle nachstehend abgedruckt:

»Geboren (1904) und aufgewachsen bin ich in Karlsruhe, einer Stadt, von der man noch während meiner Jugend sagen konnte, daß die Nachwirkung ihrer musikgeschichtlichen Vergangenheit einen Teil ihrer Gegenwart bildete. Durch jahrelanges Musizieren angeregt, glaubte ich, bei der Musik bleiben zu können. Doch verfügte ich da über keine andere Begabung als die zum reproduzierenden Ausüben. Ich erkannte diese Grenze rechtzeitig vor dem Verlassen des Gymnasiums. Das in Freiburg begonnene, in Heidelberg fortgesetzte Studium galt der deutschen Literatur, der Kunstgeschichte und der Philosophie. Heidelberg war in jener Zeit, d. h. in den zwanziger Jahren und zum Beginn der dreißiger, ein Konzentrat bedeutender Männer. Die von mir am meisten gehörten akademischen Lehrer waren Gundolf, E. R. Curtius, Jaspers, C. Neumann. Nach der Promotion (1928), die ich im Hauptfach noch als Germanist absolvierte (»Abbé Prevost in Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte der Empfindsamkeit«, 1929), geriet ich in München unter den mächtigen, weil aus anderen Schichten als denen der Gelehrsamkeit stammenden Einfluß von Karl Vossler. Seine Vorlesungen, vielleicht auch eine aus der hugenottischen Herkunft meiner Vorfahren stammende und stets schnell reagierende Empfänglichkeit für die französische Welt bestimmten mich zum Überwechseln in die Romanistik. Für dieses Fach habilitierte ich mich 1934 in Köln. Die Habilitationsschrift hieß: »Das antiromantische Denken im modernen Frankreich«; darin sollte ergründet werden, warum in Frankreich eine für dieses Land spezifische, das 19. Jahrhundert und Teile des 20. durchziehende Verurteilung der Romantik als einer Unordnung und eines Verrats an der nationalen Tradition aufkommen konnte. 1937 erreichte mich ein Ruf nach Freiburg. Ich empfand ihn wie ein Zurückgeholtwerden in die Heimat,

in den von Jugend an oft durchwanderten Schwarzwald. Eine kleine Schrift über Descartes entstand (1957), ein Essayband: ›Drei Klassiker des französischen Romans: Stendhal, Balzac, Flaubert‹ folgte (1939, ⁵1966). Italien und Spanien traten in meinen Gesichtskreis; der Romanist war sich diese Ausweitung schuldig und erntete dafür die Frucht allen komparatistischen Verhaltens: die Immunität gegen verfrühte Spezialisierung. Die vielberufene Andacht zum Kleinen, auf die man die Philologie festlegen wollte, ist erst gerechtfertigt, wenn sich das Staunen in die Weite hinzugesellt – was allerdings auch umgekehrt gilt.

Der Zweite Weltkrieg, dessen Vorbeben schon zu Beginn meiner akademischen Laufbahn spürbar wurden, und der mir mehrere Einberufungen brachte, verzettelte notwendigerweise mein wissenschaftliches Tun, nachdem ich noch eine Arbeit über ›Die Rechtsmetaphysik der Göttlichen Komödie‹ (1941) mehr entwerfen als zur gewünschten Reife bringen konnte. Die Entlassung aus der Gefangenschaft (1946) führte mich zu einem Neubeginn, nämlich zur nunmehr sicheren Erkenntnis dessen, was mir als Können zugewiesen war und was nicht. So aber ist es gut: man weiß dann den Boden, den man beackern und nicht überschreiten darf. Nach dem Krieg entstanden, in beträchtlichem Zeitabstand voneinander, zwei Bücher, die, wenn ich sie im Hinblick auf meine Person beurteile, eine Objektivierung langgehegter und zunächst lange im Subjektiven steckengebliebener Sympathien sind: ›Montaigne‹ (1949, ²1967) und ›Epochen der italienischen Lyrik‹ (1964). In beiden versuchte ich, den oder die Autoren in die jeweils sie umgebende, ihre Zeit und ihre Nation jedoch übergreifende geistige Landschaft zu stellen, wobei auch stets die Einwirkung aus

der Antike mitberücksichtigt werden sollte. Bei Montaigne das heitere Umkreisen des Todes, die von ihm erneuerten hellenistischen Weisheitslehren, die nachantike Menschenkunde (Moralistik), – in den ›Epochen‹ die Neugierde, was Lyrik (weit über ihren romantisch verengten Begriff hinaus) alles zu sein vermochte: das sind die persönlich belebten Momente der beiden Bücher. Ein 1956 erstmals erschienener Band: ›Die Struktur der modernen Lyrik‹ (erweitert ¹1968) vollzog, wie ich erst nachträglich bemerkte, einen Akt der Abstoßung durch Erkenntnis. Auch hier also ein persönlicher Antrieb, objektiviert zu dem Unternehmen, die gemeinsamen Modernismen französischer, spanischer, italienischer, englischer, deutscher Dichter aufzudecken. In diesen Arbeiten – und einer Broschüre ›Der fremde Calderón‹ (1955, ²1966) – kam vielleicht auch jener anfängliche, aber nicht ausreichende Trieb zum Künstlertum auf indirekte Weise zu seinem Recht, in Gestalt der Freude, mit Prosa umzugehen. An der inzwischen zur Mode gewordenen Mathematisierung der Literaturwissenschaft nehme ich nicht mehr teil.

Mein Fachgebiet habe ich nie als bloßes Fach aufgefaßt, mein Amt und die Verpflichtungen, die es mit sich bringt, nie als bloße Pflicht. Unkantianisch genug kann ich sagen: Fach und Amt und Pflicht sind mir bis zum herannahenden Ende meiner Laufbahn ein steter Glücksfall gewesen. Die auch hier nicht ausbleibenden Beschwernisse und Ärgernisse gehören dem allgemeinen Lebensgesetz der Unvollkommenheit an. Doch sei vom Fach und vom Amt noch bemerkt, daß ich sie nie ohne den Gedanken an Leser und Hörer ausübe. In den letzteren das Organ für die Geschichtlichkeit und Vielgestalt des Geistes zu wecken, sowie für die Notwendigkeit, in seinen

fremd gewordenen Phasen seine wandelbare, aber kräftige Anwesenheit zu respektieren, weil er zu reich ist, als daß er sich in einer Gegenwart erschöpfen könnte: dies etwa ist der weiteste Sinn meiner Bemühungen.«

Übergabe der Ordenszeichen durch den Ordenskanzler an

ALVAR AALTO

am 13. November 1969

Dem finnischen Architekten Professor Alvar Aalto überreichte der Ordenskanzler im Bundespräsidialamt in Gegenwart des Herrn Bundespräsidenten Dr. Gustav W. Heinemann am 13. November 1969 das Ordenszeichen. Er sprach dazu diese Laudatio:

Das Kapitel des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste beschloß am 4. Juni dieses Jahres Sie, sehr verehrter Herr Alvar Aalto, als ausländisches Mitglied in seinen Kreis zu wählen. Sie haben sich bereit erklärt, unser Mitglied zu werden und sind mit Ihrer verehrten Frau Gemahlin nach Bonn gekommen, um aus meiner Hand das Ordenszeichen entgegenzunehmen. Dafür danke ich Ihnen namens des Kapitels und begrüße Sie hier herzlich. Leider machte es die Gesundheit unseres Vizekanzlers Schmitthenner unmöglich zu kommen. Als Architekt hätte ihm daran gelegen, Sie zu begrüßen. Unser Kollege Hillebrecht hatte es übernommen, die Laudatio zu sprechen. Im letzten Augenblick mußte er wegen dringender Beratungen in Hannover absagen. Ich verlese die Worte, die er die Absicht hatte zu sprechen:

»Dem Lebensalter nach – 1898 in Kuortana geboren – entstammen Sie, verehrter Kollege Aalto, zwar noch dem 19. Jahr-

hundert, jedoch haben nur wenige Ihrer Berufskollegen so nachhaltig und wirksam in aller Welt die Entwicklung der Baukunst in diesem Jahrhundert beeinflußt wie Sie. Sie gehören zu den Baukünstlern, die aus dem Verfall der Architektur in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts neue Wege suchten und fanden, sie anderen öffneten und eine junge Generation zu neuen Möglichkeiten architektonischer Gestaltung führten. Insbesondere die jetzt junge Generation unserer Architekten sieht, anerkennt und ehrt in Ihnen den Baumeister, der die ursprüngliche Aufgabe der Architektur, die Formfindung und Gestaltgebung, die dem Wesen der jeweiligen Aufgabe gemäß ist, zum Schwerpunkt baukünstlerischen Schaffens gemacht hat. Seitdem wird in der Architektur wieder mehr gesehen und von ihr erwartet als nur die zweckbedingte Erfüllung von Funktionen und materiell bestimmten Ansprüchen. Damit führten Sie eine Entwicklung weiter, deren bahnbrechende Anfänge nicht zuletzt in Deutschland lagen, denen jedoch aus schmerzlichen Gründen hier eine kontinuierliche Fortsetzung versagt geblieben ist. So hat insbesondere nach dem letzten Kriege die deutsche Architektur von Ihnen neue, starke und bleibende Impulse empfangen, und ich bin sicher, daß gerade die deutsche Architektenschaft in der Verleihung des »Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste« an Sie eine berechtigte Auszeichnung Ihres Werkes und zugleich ein Zeichen der Dankbarkeit erblickt, die wir Ihnen schuldig sind.

Verfolge ich den Weg, den Sie in Ihrem Werk genommen haben, so ist er von großer Konsequenz und auf das engste mit der Entwicklung Ihres Landes verbunden. Sie studierten an der Technischen Hochschule in Helsinki, nachdem Sie am

Krieg aktiven Anteil genommen hatten, der Ihr Land zur Selbständigkeit führte. Die nationale Unabhängigkeit stellte Ihrem Land und nicht zuletzt seiner Architektenschaft neue Aufgaben, denen auch Sie sich sofort widmeten. Bereits 1923 schufen Sie sich eine eigene Werkstatt, in der Sie fast 25 Jahre hindurch mit Aino Marsio, Ihrer ersten Lebensgefährtin, gemeinsam viele Bauaufgaben mannigfacher Art mit solcher Eigenart und Selbständigkeit durchführten, daß Sie schon früh auch internationale Anerkennung fanden und in internationalen Gremien an der Weiterentwicklung der Architektur und des Städtebaus erfolgreich mitwirken konnten. 1938 wurden Ihre Arbeiten im »Museum of Modern Arts« in New York ausgestellt. Der Ausbruch des 2. Weltkrieges unterbrach die erste große Periode Ihres Schaffens und rief Sie zu den Waffen.

Der Ausgang dieses Krieges stellte Ihnen ungewöhnliche Aufgaben, die mit umfangreichen Umsiedlungen der Menschen und der Wirtschaft Ihres Landes verbunden waren, und die Umstände, unter denen diese Aufgaben zu erfüllen waren, stellten Sie nicht nur vor schwierige materielle, sondern auch vor soziale Probleme ungewöhnlicher Art. Sie haben zu deren Lösung Beiträge geliefert, die bis heute vorbildlich sind und auch den deutschen Städtebau glücklich beeinflußten. Insbesondere aber waren es architektonische Lösungen auf den verschiedensten Gebieten des Bauwerks, mit denen Sie die Städte Ihres Landes bereicherten, die die finnische Architektur über den Durchschnitt anderer Länder zu einer Rangstellung gebracht haben, die Aufmerksamkeit und Anerkennung weithin gefunden hat. Diese Bauaufgaben hier aufzuzählen, darf ich mir ersparen; sie sind weltbekannt geworden und haben vor allem sich auf die Baukunst in anderen Ländern gleich sichtbar wie fruchtbar ausgewirkt. So wundert es nicht, daß Sie

auch zur Lösung von Bauaufgaben in anderen Staaten berufen wurden, und es freut mich besonders, daß Sie auch in der Bundesrepublik von 1957 an mit Ihren Bauten vertreten sind und – wie ich aufrichtig wünschen möchte – auch weiterhin bauen werden.«

Der Ordenskanzler schloß:

Angesichts des Umfangs und vor allem des Ranges Ihres Lebenswerks, das ja noch keineswegs abgeschlossen ist, sind Ihnen, sehr verehrter Herr Aalto, bereits viele Ehren zuteil geworden; durch Ihre Mitbürger, aber auch durch das Ausland. Es ehrt uns, daß Sie sich heute auch durch uns ehren lassen. Seit 1872, als Elias Loennrot aus dem damaligen Helsingfors, dem heutigen Helsinki, als Forscher auf dem Gebiete der finnischen Sprache mit dem »Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste« ausgezeichnet wurde, ist kein anderer Bürger Ihres Landes mit dieser höchsten Auszeichnung, die im Deutschen Reich für wissenschaftliche und künstlerische Verdienste vergeben werden konnte und die heute in der Bundesrepublik Deutschland vergeben wird, bedacht worden. Es ist uns eine Ehre und zugleich eine Freude, Sie heute in unseren Kreis aufzunehmen.

Übergabe der Ordenszeichen durch den Ordenskanzler an

Sir MAURICE BOWRA (Oxford)

in der Londoner Botschaft der Bundesrepublik Deutschland
am 30. Oktober 1969

(in Gegenwart des Botschafters Blankenhorn)

Der Kanzler begann mit einem Dank an den Botschafter, den er als Vertreter des Bundespräsidenten, Protektors des Ordens, begrüßte, und dehnte diesen Dank auf seine Gemahlin aus, die nun zum zweiten Mal die Botschaft für die Aushändigung eines Ordenszeichens und die Bewirtung vieler Gäste hergerichtet hatte (Anlaß des ersten Mals war die Zuwahl Lord Todd's gewesen). Er begrüßte ferner die Erschienenen und gab einen kurzen Überblick über die Geschichte des »Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste«. Darauf wandte er sich – nun deutsch sprechend – an das neue Mitglied, Sir Maurice Bowra:

»Im Laufe der 127 Jahre, die das Kapitel existiert, wurden manche Engländer hinzugewählt.

Aus ihrer Reihe will ich nur *Gilbert Murray* nennen, den großen Oxforder Gräzisten, der nicht nur Gelehrter war, sondern sich mit edlem Eifer für die Völkerverständigung eingesetzt hat. Er gehörte von 1955 bis zu seinem Tode im Jahre 1957 unserem Kapitel an. Auf *Gilbert Murray*, den Sie, Sir Maurice, nicht nur Lehrer, sondern auch Freund nennen dürfen, haben wir uns besonnen, als wir Ihre – von allen bejahte – Zuwahl

diskutierten, und in dem Brief, in dem Sie diese annahmen, haben Sie an Gilbert Murray's Mitgliedschaft erinnert.

Uns lag bei unserer Erörterung die lange Liste Ihrer Veröffentlichungen vor sowie eine zweite, nicht minder lange, die alle Ihnen zuteil gewordenen öffentlichen und wissenschaftlichen Ehren aufzählt.

Stünde ich hier als ein – nach deutscher Professorenart auf Vollständigkeit erpicht – Chronist, müßte ich beide verlesen, aber das hieße Eulen nach Athen tragen (was wohl so zu übersetzen wäre: »transport mews to the banks of the Thames«). Ich beschränke mich auf die Feststellung, daß Sie Bedeutendes für Homer, die griechische Lyrik sowie die alte Tragödie geleistet haben, aber auch anerkannte Autorität für Plato und Demosthenes sind. Nicht genug damit: Sie sind ausgestattet mit erstaunlichen, auch Osteuropa einschließenden Sprachkenntnissen. Sie sind gestützt auf eine stupende Belesenheit, geleitet durch einen kritischen Sinn, der das Dichterwort auf seinen Gehalt abzuklopfen versteht wie ein Bergmann gold- und silberhaltiges Gestein; Sie haben daher auch die Literatur des Mittelalters und der Neuzeit in Ihren Gesichtskreis einbeziehen können, sind in Ihren »Belfast Lectures« sogar zum Interpreten der von 1900 bis 1960 entstandenen Dichtung der europäischen Völker geworden. Wer außer Ihnen verfügt heute über einen so breiten Gesichtswinkel? Wer erfüllt die dafür erforderlichen Voraussetzungen?

Da ich *nur* Historiker bin, muß ich mich auf den Sektor dieser umfassenden Leistung beschränken, an dem auch die Geschichtsschreibung beteiligt ist. Ich ziele auf die Heldendichtung, über die Sie 1961 einen dicken Band veröffentlichten. Er erschien 1964 in deutscher Übersetzung mit dem nicht zu

hoch gegriffenen Untertitel: ›Eine vergleichende Phänomenologie der heroischen Poesie aller Völker und Zeiten‹.

Dieser Band gibt zu folgenden Erwägungen Anlaß:

Sie sind, Sir Maurice, – so sieht es sich von Deutschland aus betrachtet an – der dritte Engländer, der zum Problem ›Heldentum‹ Stellung genommen und auch das Ausland angeregt hat. Sie unterscheiden sich jedoch – wie ich zu Ihrer Besänftigung gleich hinzuzusetzen mich beeile – sowohl von Thomas Carlyle als auch von Bernhard Shaw. Das sind nämlich die beiden ›Vorläufer‹, die ich im Auge habe: ›Vorläufer‹ hier nur im chronologischen Sinne verstanden.

Im Jahre 1841 ließ *Thomas Carlyle* seine Vorträge: ›On Heroes, Hero-Worship and the Heroic History‹ erscheinen, die 1853 in deutscher Übersetzung herauskamen. Ich bin mit diesem Werk – bezeichnend für die Zeit vor dem I. Weltkrieg – bereits auf der Schulbank vertraut gemacht worden, da die von uns übersetzten Auszüge noch immer als förderlich für die richtige Einstellung der Staatsbürger, besonders für die der zukünftigen Reserveoffiziere angesehen wurden.

Carlyle's Absicht war es gewesen, der mit der Industrialisierung verbundenen Fortschrittsgläubigkeit und den sich breitmachenden, die Menschen nivellierenden Materialismus das Bild der tatkräftigen Persönlichkeit, des die Geschichte gestaltenden Individuums, entgegenzuhalten. Die Konturen dieses Buches waren einerseits durch Cartyles schottischen Puritanismus, andererseits durch den von ihm aufgegriffenen deutschen Idealismus bestimmt: eine seltsame, aber gelungene Mixtur. Als Beweis für die Tatsache, daß ›Männer die Geschichte machen‹, hat Carlyle zwei ›Heroes‹ biographisch behandelt: Cromwell und Friedrich den Großen (dieses in Deutschland vielgelesene

und bewunderte Buch bekam ich bezeichnenderweise bereits zur Konfirmation, also bei einem kirchlichen Anlaß, geschenkt).

Heute wird es in Deutschland nur noch wenige Carlyle-Leser geben, und in England wird es wohl nicht viel anders aussehen.¹ Dagegen stehen wir vor dem seltsamen Phänomen, daß eine neue Welle der ›Hero-Worship‹ die Welt erfaßt hat, getragen von der jüngeren Generation. Es handelt sich allerdings um ›Heroes‹, die Carlyle mit Herz und Verstand zugleich verdammt hätte: Fidel Castro und Che Guevara, Mao Tse-Tung und Ho Tschü Minh. Ihre Bilder ragen aus den Umzügen der ihre Namen skandierenden Bewunderer heraus: je nach der politischen Einstellung getrennt oder vereint, aber eines Tages durch neue ›Idole‹ verdrängt – besser sage ich: durch neue ›Leitbilder‹; denn dieser Ausdruck paßt wortwörtlich. Zugrunde liegt abermals ein Protest gegen den die Menschen nivellierenden, das Individuum anonymer Kräfte ausliefernden ›Fortschritt‹, jetzt allerdings gerichtet gegen das perfektionierte ›Establishment.‹

Ein neues Buch über diese Art von ›Hero-Worship‹ wäre berechtigt – als kritischen Hintergrund könnte es die mittelalterliche Heiligenverehrung nehmen.

Thomas Carlyle hat die Herausgabe seiner Vorträge noch vier

¹ Im Jahre 1898 legte Theodor Fontane dem alten Dubslav von Stechlin die Worte in den Mund: »Heldentum ist Ausnahmezustand und meist Produkt einer Zwangslage«.

Vor seinem Tode diskutiert der schon kränkelnde Stechlin über dieses Thema noch mit dem liberal eingestellten, aber ihm menschlich nahestehenden Pastor Lorenzen. Für diesen ist das Heldentum auf dem Schlachtfelde nur – »Verzeihung für das Wort« – ein Heldentum zweiter Güte. Das wahre Heldentum habe keine Zeugen: »Alles vollzieht sich stumm, einsam, weltabgewandt«. Dazu führt der Pastor Beispiele an: »Der Bataillonsmut, der Mut in der Masse (bei allem Respekt davor) ist nur ein Herdenmut«. Der alte Stechlin, der eingangs gesagt hat, er liebe das Heldische, nimmt darauf die Hand des Pastors und sagt: »Sie sollen recht haben«.

Jahrzehnte überlebt; denn er starb erst 1881, als die Welt – wie er befürchtet hatte – immer nüchterner geworden war. Sicherlich hätte er sein Haupt verhüllt, wenn er noch das Erscheinen des Theaterstücks erlebt hätte, in dem *G. Bernhard Shaw* 1894 den vor neun Jahren kurz und nicht allzu blutig abgelaufenen serbisch-bulgarischen Krieg satirisch behandelt hat. Unvergeßlich ist der Dialog der serbischen Offiziersbraut mit einem in ihrem Zimmer untergeschlupften, um sein Leben bangenden Flüchtling in bulgarischer Offiziersuniform. Sie schwärmt aufgrund der ihr bekannt gewordenen Nachrichten vom Heldenmut des Verlobten, der eine feindliche Stellung hoch zu Pferde durchbrochen hatte – es ergibt sich, daß die Szene von dem Gesprächspartner aus nächster Nähe beobachtet worden war: der Bräutigam hatte sein Pferd nicht mehr zügeln können, sein Gesicht war von Angst verzerrt gewesen – so war er ›unfreiwillig‹ zum ›hero‹ geworden. Später ergibt sich dann, daß der Bulgare, d. h. ein durch den Zufall in die bulgarische Armee verschlagener, sehr nüchtern eingestellter Schweizer, der den Krieg so nimmt, wie er nun einmal ist, als der wahre Held dasteht.

Bernhard Shaw hatte – an den berühmten Vers Vergils anknüpfend – den Titel ›Arms and the Man‹ gegeben. In Deutschland, wo die humanistische Bildung sich auf eine Insel mit geringer Bevölkerung zurückgezogen hatte, lief das Stück unter dem Titel: ›Helden‹, durch den es äußerlich in die Nachfolge Carlyle's gerückt wurde, obwohl es auf eine irisch spritzige Absage an die Grundauffassung des ernsten Schotten hinauslief.

In mein Bewußtsein habe ich ›Arms and the Man‹ erst nach dem I. Weltkrieg aufgenommen. Es machte mir einen unvergeßlichen Eindruck, weil es sich mit den Erfahrungen deckte, die ich in einem sehr viel länger andauernden, viel blutigeren

Krieg gesammelt hatte. Zu den Aufzeichnungen, die ich mir 1919 gelegentlich machte, gehört auch ein Blatt, auf dem ich meine in Bezug auf ›Mut‹ und ›Angst‹ gemachten Erfahrungen niederkritzelte, um dieses für mich so lange hochaktuelle, äußerlich beendete Problem auch innerlich abzuschließen. Angst sei – so schrieb ich mir auf – das Naturgemäße; Mut sei ›unterdrückte Angst, also eine negative Eigenschaft‹. Gelingen das, könne man sich den Anschein des Unerschrockenen geben, also vor den Zuschauern ›Theater spielen‹. Ich schloß: ›Es gab sehr viele gute Schauspieler! Deshalb soll man nicht verlangen, zu deutlich zu sehen, was der Krieg nicht sehen wollte und was der Krieg verbarg.‹ Diese Interpretation eines erst 25Jährigen, aber in dieser Angelegenheit zum Experten Gewordenen hätte Shaw, der nie an einem Krieg teilnahm, aber sein Wesen durchschaute, wohl gelten lassen.

Damit bin ich nun, verehrter Freund, bei Ihrem Buch über ›Heldendichtung‹ angelangt, auf das sich meine Laudatio konzentrieren soll.

Hätte Shaw, der Jeanne d'Arc, dem Heldenmädchen, die Gloriole raubte, aber sie dadurch zu einem unser Mitgefühl erregenden Menschen von Fleisch und Bein machte, Ihr Buch noch gelesen (er starb zwei Jahre zu früh, oder Sie hätten sich mit Ihrer Geburt mehr beeilen müssen), hätte er es wohl als Arsenal für seinen Witz und Spott benutzt.

Und Thomas Carlyle? Sie stemmen sich in Ihrem Buch nicht gegen den Fortschritt, wollen nicht die Würde des Individuums verteidigen, Leitbilder für die durch den Materialismus gefährdete Jugend aufstellen. Sie könnten vielmehr Rankes berühmtes, gegen Hegel und andere gerichtetes Wort in Anspruch nehmen, daß Sie sich eines so hohen Anliegens

nicht unterfangen, sondern nur feststellen wollen, wie es gewesen ist. Sie behandeln die Vergangenheit als Vergangenheit, wollen also nicht – was meist fragwürdig ausfällt – uns und unsere Nachfahren dazu anregen, aus der Geschichte zu lernen, d. h. sich durch sie erziehen zu lassen.

Vergangenheit zu begreifen, ist und bleibt ein Anliegen aller Gebildeten. Wir wollen wissen, woher wir kommen, was uns mit der Vergangenheit noch, was mit ihr nicht mehr verbindet. Dazu gehört daher auch die Frage: ›Wie benahmen sich tapfere Männer, als noch kein Gewehrschuß sie zu treffen, keine Kanonenkugeln sie aus der Ferne zu töten vermochte? Aus dieser Grundfrage hat sich für Sie ein Bündel von Sonderfragen ergeben: *Wer* ist ein Held? *Wie* ist ein Held beschaffen? Ferner: Wer wird als Held angesehen? Was tut er, um als Held angesehen zu werden? ›Held‹ bedeutet ein stilisiertes Wesen, und um ein Held zu werden, muß man sich gemäß dem Idealtyp benehmen, das heißt: sich selbst stilisieren.

Verblüffend ist die Weite des Horizonts, in dem das Thema in dem angeführten Buche abgehandelt ist. Der alte Orient und die griechisch-römische Welt, die moslemische und die europäisch-mittelalterliche, dazu aber auch die (in unserer Sicht wegen der Sprachkenntnisse meist zu kurz kommenden) slawischen vom Balkan bis zu vielen Völkerschaften des alten Rußlands. Es handelt sich also um die Verwirklichung der schon seit längerem erhobenen, aber bisher nicht ausreichend erfüllten Forderung, Literaturgeschichte als ›histoire littéraire comparée‹ zu betreiben.

Jedesmal, wenn man dann in Ihrem Buch ein Kapitel zu Ende gelesen hat, beherrscht einen der Eindruck: jetzt ist alles gesagt, was das Thema hergibt! Aber freudig liest man weiter; denn jedes Kapitel öffnet einen neuen Aspekt, der das Interesse

des Lesers neu belebt. Auf diese Art hält ihn der Verfasser in Spannung bis zur letzten Seite.

Meine Würdigung Ihrer Verdienste verlöre die gebotene Proportion, wenn ich noch auf die Einzelheiten Ihres Buches einginge, die mich fasziniert haben. Ein anderer an meiner Stelle würde vermutlich nicht diese als für ihn wesentlich bezeichnen, sondern vorausgehende oder nachfolgende Kapitel. Daß das so ist, kennzeichnet den Reichtum Ihres Buches.

Ich bescheide mich und werfe zum Schluß nur noch eine Frage auf: ließe sich eine Fortsetzung zu dem Buche schreiben, das Sir Maurice Bowra uns geschenkt hat?

Das 19. Jahrhundert hat noch manche Männer erlebt, die große Abenteuer überstanden und deshalb verdienen, als echte Helden gewürdigt zu werden: die großen Entdecker, die die letzten weißen Flächen auf dem Globus beseitigen, durch die Urwälder Brasiliens drangen, die Wüste Asiens durchquerten, den Nord-, dann auch den Südpol erreichten. ›Heroes‹ darf man auch noch Männer wie Blériot, der als erster den Kanal überquerte, nennen, wie Lindbergh, dessen Flug über den Atlantik jetzt bereits zu einem sagenhaft anmutenden Abenteuer geworden ist. Aber das Zeitalter der Eroberung der Erdoberfläche und der Luft ist abgeschlossen – jetzt handelt es sich nur noch um Perfektionierung von Wissen und Erfahrung, zu der sicherlich oft noch Tapferkeit gehört, aber das Wort ›Heldentum‹ zu hoch gegriffen wäre.

Heute verteilen die Sowjetrussen den Titel ›Held der Arbeit‹. Er würde Sir Maurice Bowra gut anstehen; aber die Verbindung dieser beiden Begriffe ist widersinnig. Zum Helden gehört, daß er irgendein Risiko eingeht; das aber tut man nicht am Schreibtisch.

Mit einem ganz neuen Typ von Helden hat uns dieses Jahr vertraut gemacht: zwei Männer haben ihren Fuß auf den Erdtrabanten gesetzt! Andere schicken sich an, ihnen zu folgen. Unheimlich bleibt dabei, daß jeder Griff, jeder Schritt vorher überlegt, geprobt, trainiert worden ist, daß die ›Raumfahrer‹ – eine neue, eigentlich groteske Berufsbezeichnung – eine vorher genau programmierte, dann einstudierte Rolle absolvieren. Das Verblüffende ist, daß diese Eroberer des Weltalls gar nicht mehr dem Ideal entsprechen, das die alte Heldendichtung geformt hat: sie sind bereits über dreißig, haben sich vorher in keiner sichtbaren Weise ausgezeichnet, sind – anders als Siegfried – glücklich verheiratet, hängen – anders als Hildebrand – an ihren Kindern. Die an dieser Eroberung beteiligten Russen sind wohl gleichgeartet, sofern man darüber hinwegsieht, daß die Amerikaner noch Kraft aus ihrer Zugehörigkeit zur Kirche schöpfen. Columbus, Pizarro, Cortez, Vasco da Gama, auch noch Nansen und Sven Hedin waren aus ganz anderem Holz geschnitzt. Die neuen ›Helden‹ – diese Kennzeichnung wird ihnen niemand streitig machen wollen – unterscheiden sich von denen des alten Schlages wie gezüchtete Bäume von wild aufgeschossenen und haben es deshalb sichtlich schwer, wenn sie nach der Rückkehr herumgereicht werden, um vor der Öffentlichkeit als eine neue Art von Triumphatoren die Rolle der siegreichen Raumbezwinger zu agieren.

Noch sind die ›Männer auf dem Mond‹ Ausnahmen. Andere werden ihnen folgen; schließlich werden viele den Mond betreten haben – dann nur noch als ›Helden der Arbeit besonderer Art‹ registriert.

Doch mit diesen Männern ist die Geschichte des Heldentums nicht zu Ende gegangen. Ich ziele nicht auf jene Männer, die sich in den beiden Weltkriegen in allen Völkern als ›Heroes‹

bewährten. Da ich beide Kriege mitgemacht habe, weiß ich, daß es in ihnen viele echte Helden gegeben hat – so echt, daß selbst Shaw's Skepsis an ihnen abprallte. Ich weiß aber auch, daß der in allen Nationen üblich gewordene Dauerordenssegen nicht immer die richtigen traf. Im Sinne habe ich vielmehr jene Männer und Frauen an und hinter den Fronten, die – unvorbereitet, meist vom Schicksal überrumpelt, nicht an das Folgende, schon gar nicht an Belohnung und Anerkennung denkend – unbeobachtet ihre Pflicht taten, ihr Leben für andere einsetzten, retteten, was noch zu retten war. Hier existiert eine Internationale von anonymen, selbst Kinder einschließende Helden, die sich nicht zusammenschließen vermag, weil die ›Heroes‹ dieser Art sich meist selbst gar nicht bewußt sind, daß sie sich heldenhaft bewährten.

Man könnte sich einen Katalog vorstellen, in denen Heldentaten registriert sind, die bekannt werden. Aber er bliebe unvollständig, müßte auch laufend ergänzt werden, da jede Zeit, jedes Volk täglich neue Helden dieser Art hervorbringt. Aber – das führt zum Ausgangsthema zurück – diese ›Helden‹ richten sich nicht nach literarisch fixierten Leitbildern, wissen nicht, sich in festgelegten Attitüden zu bewegen, sind nicht präformiert wie die Bowra'schen Helden: sie handeln impulsiv, wie ihr Gesetz ihnen das befahl.

Nie wird sich also ein zweiter Band zu jenem Werk schreiben lassen, das ich als eklatanten Beweis für die Möglichkeit einer ›histoire littéraire comparée‹ zu rühmen hatte. An die Stelle der Heldendichtung ist Sensationsmache mit Schablonen getreten, die gelegentlich zu Recht, meist zu Unrecht einzelne ›Heroes‹ hochspielt, ihre Mehrzahl aber unberücksichtigt läßt, weil sie unbekannt bleibt oder journalistisch nichts hergibt.

Damit bin ich am Ende. Ich habe, Sir Maurice Bowra, zwei Engländer namhaft gemacht, die vor Ihnen – der eine so, der andere so – zum Problem ›Heldentum‹ Stellung genommen haben. Ich will die beiden nicht noch einmal Ihre ›Vorläufer‹ nennen, da das ja nur chronologisch richtig ist. Sachlich genommen würde Sie diese Bezeichnung in eine ganz falsche Perspektive rücken.

Ihre Intension ist – wenn ich Ihr Buch richtig deute –, Geschichte zu greifen in der Grenzzone zwischen der noch nicht in Worte gebannten und der annalistisch exakt dingfest gemachten Zeit: dieser Zone, in der es nicht nur echte Helden gegeben hat, sondern Sage und Dichtung ihnen auch gerecht zu werden vermochten – in Albanien reichte diese Zeit (wie Sie dargelegt haben) bis in das 19. Jahrhundert. Meine Streiflichter auf die von Ihnen nicht mehr behandelte Zeit, gewaltsam wie das Licht eines Scheinwerfers, sollten deutlich machen, daß es zwar auch heute noch ›Heroes‹ gibt, vielleicht sogar mehr als einst, aber keine echten Voraussetzungen mehr zu ›Hero-Worship‹. Sie haben dargestellt, was war und sich nicht erneuern läßt. Dadurch haben Sie bereichert: die Philologen, die Historiker, ganz allgemein: die Gebildeten.

Dank wissen Ihnen die Engländer, aber auch die Deutschen, mit deren mittelalterlichen Heldendichtung Sie so genau vertraut sind. Deshalb hat das Kapitel des Ordens ›Pour le mérite für Wissenschaften und Künste‹ Sie zum Mitglied gewählt.

Das Ordenszeichen, das ich Ihnen jetzt aushändige, hat vor Ihnen George Peabody Gooch getragen. Er hat uns mehr als einmal wissen lassen, daß ihm die Zugehörigkeit zu unserem Kapitel mehr als eine äußere Ehrung bedeutet hat. Möge das – Sir Maurice Bowra – nun auch bei Ihnen der Fall sein.«

Übergabe des Ordenszeichens an

STEPHAN KUTTNER

Washington, 24. November 1969

Der Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in Washington, Herr Dr. Rolf Pauls, der im Auftrage des Herrn Bundespräsidenten als Protektor des Ordens das Ordenszeichen übergab, berichtet hierüber:

»Ich habe am 24. November 1969 Herrn Professor Kuttner, der am 4. Juni 1969 als ausländisches Mitglied des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste gewählt worden war, im Rahmen einer Feierstunde und anschließenden Luncheon in meinem Hause das Ordenszeichen überreicht. Bei meiner Ansprache habe ich die Geschichte und die Bedeutung des Ordens hervorgehoben und auf große Ordensträger der Vergangenheit hingewiesen. Weiter habe ich das bedeutende Lebenswerk Professor Kuttners gewürdigt. Herr Professor Kuttner, der zusammen mit einem Großteil seiner Familie mein Gast war, dankte mit bewegten Worten für die besonders hohe Ehre, die ihm mit dieser Auszeichnung zuteil geworden sei.«

TAGUNGSBERICHTE

Zwischentagung

Vom 25.–27. April 1969 fand eine inoffizielle Zwischentagung der Mitglieder, die sich frei machen konnten, in Baden-Baden statt.

Es nahmen teil die Herren

Kurt BITTEL
Theodor ESCHENBURG
Werner HEISENBERG
Hans KIENLE
Gerhard MARCKS
Gerhard von RAD
Hans ROTHFELS
Wolfgang SCHADEWALDT
Paul SCHMITTHENNER
Percy Ernst SCHRAMM
Emil STAIGER
Carl Friedrich Frhr. von WEIZSÄCKER
Hans WIMMER
Vom Bundesministerium des Innern
Ministerialrat Dr. Carl GUSSONE

Der Ordenskanzler verlas zu Beginn einen von ihm verfaßten Vortrag über Alexander v. Humboldt, dessen 200. Geburtstag bevorstand (abgedruckt S. 177).

Die Mitglieder besprachen dann unter sich in informeller Weise die fälligen Zuwahlen und weitere Fragen. Als sehr förderlich erwies sich die Beratung durch Herrn Staiger. Deshalb wurde am 3. Juni auf der Kapitelsitzung beschlossen, die aus-

wärtigen Mitglieder, die bisher von Fall zu Fall schriftlich um Rat gebeten worden waren, sofern sie sich zu den Zwischentagungen einfinden, an den inoffiziellen Vorbesprechungen der Wahlen teilnehmen zu lassen. Am Nachmittag berichteten in Anwesenheit der Damen die Mitglieder über Fragen ihres Forschungsbereichs und beantworteten die in der Diskussion aufgeworfenen Fragen.

Abends hatten die Teilnehmer Gelegenheit, einen Humboldt-Film anzusehen (am Vorabend hatte das Institut für den wissenschaftlichen Film in Göttingen einige Kurzfilme gezeigt, die von Mitgliedern des Kapitels aufgenommen worden sind – diese gaben den Anlaß zu einer Aussprache, wie solche Filme gedreht werden müßten).

Da am Sonntag das Wetter schlecht war, wurde davon abgesehen, noch gemeinsam einen Ausflug in die Umgegend zu unternehmen.

Der intensive Gedankenaustausch, den diese Begegnung auslöste, bestätigte die Teilnehmer in der Überzeugung, daß die »Zwischentagungen« eine bleibende Einrichtung bleiben sollen.

Die offizielle Sitzung in Bonn

Am 3. Juni 1969 nachmittags trat das Kapitel zu einer Internen Sitzung zusammen, die am 4. Juni 9.30 Uhr wieder aufgenommen und gegen 12.00 Uhr zum Abschluß gebracht wurde (die unverbindliche Aussprache auf der Zwischentagung erwies sich als sehr förderlich, da die Auffassungen über die anstehenden Verhandlungspunkte sowie die vorgeschlagenen Kandidaten dadurch bereits weitgehend geklärt waren).

Angenommen wurde der der Satzung anzuhängende Paragraph 10 über die Altmitgliedschaft, der das Kapitel seit längerem beschäftigt hat. Da der abtretende Herr Bundespräsident, dessen

Name auch unter der revidierten Satzung von 1963 steht, noch am letzten Tag seiner Amtstätigkeit die ergänzte Satzung unterschrieb, ist sie am 30. Juni 1969 in Kraft getreten (vgl. den nachstehenden Wortlaut).

§ 10

(1) Mitglieder des Kapitels, die durch ihr gesundheitliches Befinden behindert sind, an den Kapitelsitzungen regelmäßig teilzunehmen, können dem Ordenskapitel schriftlich zu Händen des Kanzlers erklären, daß sie »Altmitglied« werden wollen. Der Übergang wird wirksam, wenn das Kapitel in seiner nächstfolgenden Sitzung von dieser Erklärung Kenntnis genommen hat.

(2) Die Altmitglieder behalten alle ihnen als Mitglied des Kapitels zustehenden Rechte mit Ausnahme des Stimmrechts; sie sind jedoch berechtigt, bei allen Abstimmungen ihren Rat zu erteilen. Deshalb sind sie über bevorstehende Abstimmungen und Ersatzwahlen so rechtzeitig zu unterrichten, daß sie ihre Stellungnahme zu Händen des Kanzlers vorweg abgeben können. Die Stellungnahmen sind dem Kapitel während der Beratung bekanntzugeben.

(3) Die Altmitglieder werden auf die in der Satzung festgesetzte Zahl von dreißig Mitgliedern des Kapitels nicht angerechnet. Gemäß § 2 Abs. 2 und § 6 der Satzung ist eine Ersatzwahl erforderlich.

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE
DER KANZLER

Göttingen, den 19. Juni 1969

Herrn
Bundespräsident Dr. Heinrich *Lübke*
53 *Bonn*
Villa Hammerschmidt

Sehr verehrter Herr Bundespräsident!

Es wäre meine Aufgabe gewesen, bei dem Frühstück, das Sie – dem Herkommen gemäß – dem Kapitel zwischen seinen internen und der öffentlichen Sitzung am 4. Juni gaben, Ihnen zu danken. Der Herr Vizekanzler mußte sich, da er unvorbereitet war, mit kurzen Worten begnügen. Erlauben Sie mir, das Versäumte schriftlich nachzuholen, nachdem ich meine Gesundheit wieder stabilisiert habe.

Ich hatte mir vorgenommen, etwa das folgende zu sagen:

Sie haben, Herr Bundespräsident, nun nicht nur eine zehnjährige Amtszeit hinter sich, sondern sind auch zehn Jahre lang Protektor unseres Ordens gewesen.

Ihr Amt hat Ihnen Angriff und Verdächtigungen eingetragen und in den letzten Tagen haben Studenten Sie in Göttingen (zu allgemeiner Empörung) unmittelbar bedroht. Unser Kapitel hat das zweimal miterlebt: 1967 bei unserer Jubiläumsfeier in Berlin, wo Studenten Sie beim Verlassen der Freien Universität beleidigten, und 1968 in Bonn, wo Sie gezwungen waren, das Theater durch den rückwärtigen Ausgang zu ver-

lassen, da hockende Studenten den Eingang versperrt hatten. Als der in beiden Fällen neben Ihnen Gehende kann ich Ihnen die Gelassenheit bescheinigen, mit der Sie diesen Vorgängen begegneten. Nach Abschluß Ihrer Amtszeit, die Sie der aktuellen Polemik entrückt, dürfen Sie nun darauf vertrauen, daß Ihnen wieder Gerechtigkeit widerfahren wird. Fest steht, daß Sie sich nicht zu Ihrem hohen Amt gedrängt, daß Sie – gewählt und dann wiedergewählt – die mit diesem verbundenen Pflichten unermüdlich und exakt wie ein Uhrwerk wahrgenommen haben.

Als Protektor unseres Ordens haben Sie keine besondere Last und wohl auch keinen Ärger gehabt. Im Gegenteil: ich habe (1958 zugewählt und seit 1963 als Kanzler fungierend) deutlicher als andere gespürt, wie sehr Ihnen das Gedeihen des Ordens am Herzen lag. Sie haben mit uns denen nachgetrauert, die uns in den verflossenen Jahren entrissen wurden und haben alle Neugewählten mit Ihrem Interesse bedacht, haben auch unsere ausländischen Mitglieder, die zu unseren Sitzungen kamen, durch zuvorkommende Aufnahme geehrt. Wir haben also Anlaß, Ihnen, Herr Protektor, am Ende Ihrer Amtstätigkeit nachdrücklich zu danken. Ich erneuere die Zusage, die ich bereits bei unserer öffentlichen Sitzung machen konnte: wir werden die Beziehung zu Ihnen auch nach Erlöschen Ihrer Protektorfunktion weiter pflegen. Im besonderen werde ich es als meine Obliegenheit ansehen, Ihnen jeweils nach Abschluß unserer Bonner Tagung über die Geschicke unseres Ordens zu berichten und Ihnen die Grüße des Kapitels zu überbringen.

Abschließend darf ich noch auf die in unseren Gesprächen wiederholt zur Sprache gekommene Tatsache hinweisen, daß

wir beide am 14. Oktober 1894 zur Welt gekommen sind. Sie kurz nach Mitternacht, ich um 1 Uhr morgens:

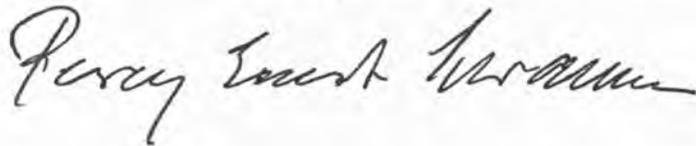
Sie sind, Herr Bundespräsident, also 20–40 Minuten älter, aber im Großen gesehen macht das nicht viel aus!

Einem mir befreundeten Pastor habe ich für die Grabrede, die er mir einmal halten soll, zwei Bibelsprüche aufgezeichnet, die mir viel bedeuten, dazu ein Wort des alten Justus Möser (1720 bis 1794), dessen »Patriotische Phantasien« noch immer lebenswert sind. Ich beziehe diesen Satz auf mein Leben, aber er paßt auch auf das Ihre, Herr Bundespräsident! Deshalb setze ich Möser's Worte an den Schluß dieses Briefes: »In der Welt wird unendlich mehr durch Dauer, Fleiß und Arbeit als durch das sogenannte Genie bewirkt« (Werke III, Berlin 1842 S. 126).

Die guten Wünsche, die das Kapitel, insbesondere der Ordenskanzler, für seinen Protektor nach zehnjähriger Amtszeit hegen, seien in die Worte zusammengefaßt:

Möge ihm sowie seiner verdienten Gattin ein ruhiger Lebensabend beschieden sein. Möge ihm von der Geschichte Gerechtigkeit zuteil werden. Ich empfehle mich Ihnen, Herr Bundespräsident, als

Ihr ergebener

A handwritten signature in black ink, reading "Percy Ernst Fuchs". The signature is written in a cursive, flowing style with a prominent initial 'P'.

DER PRÄSIDENT
DER
BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

Bonn, den 27. Juni 1969

Sehr geehrter Herr Professor Schramm!

Sie haben mir mit Ihrem Schreiben vom 19. Juni 1969 eine große Freude bereitet. Haben Sie herzlichen Dank für das mir von Ihnen stets entgegengebrachte Vertrauen. Die Aufgaben des Protektors des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste habe ich gern wahrgenommen. Es war mir ein Herzensanliegen, die Ordensmitglieder alljährlich anlässlich der Kapitelsitzung zu empfangen. Die Gespräche und die hervorragenden Ansprachen in der Öffentlichen Sitzung des Ordens haben mir sehr viel gegeben. Ich habe gute und lehrreiche Stunden mit Ihnen im Kreise des Ordens verbracht.

Meine Frau und ich wünschen Ihnen von Herzen noch viel Erfolg bei Ihren weiteren wissenschaftlichen Arbeiten und vor allem eine gute Gesundheit.

Mit den besten Grüßen, auch von meiner Frau,

Ihr



DER BUNDESPRÄSIDENT

Bonn, den 8. August 1969

Sehr geehrter Herr Professor Schramm!

Für die guten Wünsche, die Sie mir namens des Ordens Pour le mérite für Wissenschaften und Künste zu meinem Amtsantritt übermittelt haben, danke ich Ihnen herzlich. Ich übernehme gern die Aufgabe des Protektors des Ordens und freue mich, Sie und die Ordensmitglieder bei der nächsten Kapitelsitzung im kommenden Jahr begrüßen zu können.

Mit freundlichen Grüßen

A handwritten signature in black ink, consisting of a series of connected, wavy lines that form a stylized, cursive name. The signature is positioned to the right of the main text block.

BILDTEIL



Otto Hahn (links) und Karl Ziegler
beim 50jährigen Jubiläum des Max-Planck-Instituts
für Kohlenforschung in Mülheim.

Am 4. Juni 1969 wurde Karl Ziegler zum Mitglied des Ordens gewählt. Am 13. Juni 1969 händigte ihm der Ordenskanzler auf der Jahrestagung der Max-Planck-Gesellschaft in Göttingen das von Otto Hahn getragene Ordenszeichen aus.



Gerhard Ritter am 1.6.1967
bei der internen Sitzung
(zwischen Kanzler und Prof. Adolf Butenandt)
zum letzten Mal im Kapitel



Übergabe des Ordenszeichens an *Prof. Theodor Eschenburg*
in der Universität Tübingen am 12. Juni 1968.
Von links nach rechts: Prof. Paul Schmittbühner, Prof. Hans
Rothfels, Prof. Percy Ernst Schramm, Prof. Theodor Eschen-
burg, Prof. Wolfgang Schadewaldt.



Hugo Friedrich, am 4. Juni 1969 zum Mitglied des Ordens gewählt, erhielt am 2. Juli 1969 in seiner Freiburger Privatwohnung das vor ihm von Karl Reinhardt, Ernst Buschor und Franz Dölger getragene Ordenszeichen (links der Freiburger Rektor Prof. Dr. phil. Boesch).



Übergabe des Ordenszeichens an *Prof. Franz Wieacker*
im Amtszimmer des Göttinger Rektors am 28. Juni 1969
(v.l.n.r.): Prorektor Lohse, Rektor Voigt, Kurator Dahnke,
Onrektor Meyer, Akad. Präs. Neumann (halb verdeckt), Ordens-
kanzler, Dir. d. M. Pl. Inst. f. Gesch. Hempel, 2. Akad. Präs.
Gruner, Prof. Wieacker, Prof. Siegel (Mitglied des Ordens)



Aushändigung des Ordenszeichens an *Prof. Alvar Aalto* am 13. November 1969 durch den Ordenskanzler im Beisein des Bundespräsidenten Dr. Gustav W. Heinemann. Von links nach rechts: Bundespräsident, Ordenskanzler, Professor Aalto.



Überreichung des Ordenszeichens an *Sir Maurice Bowra*
in der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in London
am 30. Oktober 1969, links Botschafter Herbert Blankenhorn,
rechts Sir Maurice Bowra



Überreichung des Ordenszeichens an *Sir Maurice Bowra*
in der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in London
am 30. Oktober 1969. Von links nach rechts: Prof. Schramm,
Lord Annan, Prof. James Joll, Lady Annan, Lady Clark,
Sir Maurice Bowra



Im Anschluß an die Öffentliche Sitzung am 4. Juni 1969 im Theater der Stadt Bonn trugen sich die Ordensmitglieder in das »Goldene Buch der Stadt Bonn« ein.

Nach der Eintragung: von links nach rechts: Prof. Schade-waldt, Prof. Eschenburg, Prof. Schmitthenner, Bundespräsi-dent Dr. h. c. Heinrich Lübke, Prof. Siegel, Bundeskanzler Dr. h. c. Kurt Georg Kiesinger, Ordenskanzler.



Empfang bei Bundespräsident *Dr. h. c. Heinrich Lübke*
anlässlich der Jahrestagung in Bonn am 4. Juni 1969 in der Villa
Hammerschmidt. 1. Reihe von links nach rechts: Ministerialrat
Dr. Gussone, Prof. Hillebrecht, Prof. Butenandt, Frau Schramm,
Bundespräsident, Frau Lübke, Prof. Kienle.

VERZEICHNIS
DER DERZEITIGEN
MITGLIEDER DES ORDENS
POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

DEUTSCHE MITGLIEDER

Stand: 31. Dezember 1969

KARL VON FRISCH IN MÜNCHEN	ZOOLOGE
ERICH KAUFMANN IN HEIDELBERG	RECHTSGELEHRTER
1959–1963: Kanzler des Ordens	
GERHARD MARCKS IN KÖLN	BILDHAUER
PAUL SCHMITTHENNER IN KILCHBERG	ARCHITEKT
1959–1964: Zweiter Vizekanzler	
1964: Erster Vizekanzler des Ordens	
OTTO WARBURG IN BERLIN	BIOCHEMIKER
CARL ORFF IN DIESSEN AM AMMERSEE	KOMPONIST
KARL SCHMIDT-ROTTLUFF IN BERLIN	MALER UND GRAPHIKER
WERNER HEISENBERG IN MÜNCHEN	PHYSIKER
PERCY ERNST SCHRAMM IN GÖTTINGEN	HISTORIKER
1963: Kanzler des Ordens	
HANS KIENLE IN HEIDELBERG	ASTRONOM
1968: Zweiter Vizekanzler des Ordens	
HANS ROTHFELS IN TÜBINGEN	HISTORIKER
CARL FRIEDRICH FRHR. V. WEIZSÄCKER	PHYSIKER
IN HAMBURG	
ADOLF BUTENANDT	BIOCHEMIKER
IN MÜNCHEN-OBERMENZING	
WOLFGANG SCHADEWALDT IN TÜBINGEN	KLASSISCHER PHILOLOGE

GERHARD VON RAD IN HEIDELBERG
CARL LUDWIG SIEGEL IN GÖTTINGEN
RUDOLF HILLEBRECHT IN HANNOVER

HANS WIMMER IN MÜNCHEN
KURT BITTEL IN BERLIN
ERICH HECKEL IN HEMMENHOFEN
MARIE-LUISE VON KASCHNITZ
IN FRANKFURT
OTTO KLEMPERER IN ZÜRICH
THEODOR ESCHENBURG IN TÜBINGEN
KURT MOTHES IN HALLE A. D. SAALE
(Die Zuwahl ist noch nicht in Kraft getreten)
RUDOLF BULTMANN IN MARBURG
HUGO FRIEDRICH IN FREIBURG/BR.

KONRAD LORENZ IN SEEWIESEN
FRANZ WIEACKER IN GÖTTINGEN
KARL ZIEGLER IN MÜLHEIM/RUHR

ALTTESTAMENTLICHER
THEOLOGE
MATHEMATIKER
ARCHITEKT UND
STÄDTEPLANER
BILDHAUER
ARCHÄOLOGE
MALER UND GRAPHIKER
SCHRIFTSTELLERIN

TONKÜNSTLER
POLITOLOGE
BIOCHEMIKER

THEOLOGE
ROMANISCHER
PHILOLOGE
ZOOLOGE
RECHTSHISTORIKER
CHEMIKER

AUSLÄNDISCHE MITGLIEDER

Stand: 31. Dezember 1969

CARL J. BURCKHARDT IN VINZEL/KT. WAADT, SCHWEIZ	HISTORIKER
SARVEPALLI RADHAKRISHNAN IN NEW DELHI, INDIEN	RELIGIONSPHILOSOPH
ETIENNE GILSON IN VERMENTON (YONNE), FRANKREICH	PHILOSOPH
BERNHARD KARLGREN IN STOCKHOLM, SCHWEDEN	SINOLOGE
OSKAR KOKOSCHKA IN VILLENEUVE/VAUD SCHWEIZ	MALER
THORNTON WILDER IN HAMDEN CONN./USA	DICHTER
CHARLES HUGGINS IN CHIKAGO, USA	MEDIZINER
FRANÇOIS-LOUIS GANSHOF IN BRÜSSEL, BELGIEN	HISTORIKER
ALBERT DEFANT IN INNSBRUCK-HÖTTING, ÖSTERREICH	GEOPHYSIKER
ANDRÉ JEAN FESTUGIÈRE IN PARIS, FRANKREICH	RELIGIONS- WISSENSCHAFTLER
ANDRÉ GRABAR IN PARIS, FRANKREICH	KUNSTHISTORIKER
WALTHER VON WARTBURG IN BASEL, SCHWEIZ	ROMANIST
SIR JAMES CHADWICK IN DENBIGH/N. WALES, ENGLAND	PHYSIKER

GEORG OSTROGORSKY IN BELGRAD, JUGOSLAWIEN	BYZANTINIST
EMIL STAIGER IN ZÜRICH, SCHWEIZ	LITERATUR- WISSENSCHAFTLER
LORD ALEXANDER TODD IN CAMBRIDGE, ENGLAND	CHEMIKER
GYULA MORAVCSIK IN BUDAPEST, UNGARN	BYZANTINIST UND UNGRIST
HIDEKI YUKAWA IN KYOTO, JAPAN	PHYSIKER
CARL ZUCKMAYER IN SAAS-FEE, WALLIS, SCHWEIZ	SCHRIFTSTELLER
MARINO MARINI IN MAILAND, ITALIEN	BILDHAUER UND GRAPHIKER
ALVAR AALTO IN HELSINKI- MUNKKINIEMI, FINNLAND	ARCHITEKT
SIR MAURICE BOWRA IN OXFORD, ENGLAND	PHILOLOGE
STEPHAN KUTTNER IN NEW HAVEN, USA	KANONIST

Nach dem 1. Januar 1968 sind verstorben

KARL JASPERS 26. Februar 1969
LUDWIG MIES VAN DER ROHE 17. August 1969

INHALT

Öffentliche Sitzung der Mitglieder des Ordens 1968

Begrüßungsworte des Ordenskanzlers	7
Gerhard Ritter: Gedenkworte von Hans Rothfels	15
Richard Kuhn: Gedenkworte von Adolf Butenandt	29
Kurt Bittel: Hethitischer Staat – Hethitische Architektur	43
Marie-Luise von Kaschnitz: Römische Gedichte	79
Schlußworte des Ordenskanzlers	85

Öffentliche Sitzung der Mitglieder des Ordens 1969

Annette Kolb: Gedenkworte von Carl J. Burckhardt	91
Otto Hahn und Lise Meitner: Gedenkworte von Werner Heisenberg	105
Alfred Kühn: Gedenkworte von Adolf Butenandt	121
Sir Henry Dale: Gedenkworte von Lord Alexander Todd	131
Romano Guardini: Gedenkworte von Gerhard von Rad	143
Percy Ernst Schramm: Der »Thron der Päpste« in St. Peter	153

Anhänge

I. Vortrag von Percy Ernst Schramm zum 200. Geburtstag von Alexander von Humboldt, dem ersten Ordenskanzler	175
II. Aus der Chronik des Ordens (1968 und 1969)	199
1. Zuwahlen 1968 und 1969	201

BILDNACHWEIS

Prof. Gerhard Ritter: W. Ernst Böhm, 67 Ludwigshafen/R., Ysenburgstraße 22	17
Prof. Gerhard Ritter: Foto Stuber, Freiburg/Br., Bertholdstraße 5, nach einer Steinzeichnung von Erwin Heinrich, Donaueschingen	18–19
Prof. Richard Kuhn: Tita Binz, 68 Mannheim P 6, 10/11 Blankenhof	31
Frau Annette Kolb: Helga Vogt, Dachau/Obb., Amperweg 10	93
Prof. Otto Hahn: Bundesbildstelle Bonn	107
Frau Prof. Lise Meitner: unbekannt	109
Prof. Alfred Kühn: Tita Binz, Mannheim	123
Prof. Sir Henry Dale: unbekannt	133
Prof. Romano Guardini: unbekannt	145
Prof. Otto Hahn und Prof. Karl Ziegler: unbekannt	243
Prof. Gerhard Ritter auf der Ordenstagung 1967: Privatfoto Prof. Schadewaldt	244
Prof. Theodor Eschenburg: Manfred Grohne, Kirchentellinsfurt/Tübingen, Haldenweg 27	245
Prof. Hugo Friedrich: unbekannt	246
Prof. Franz Wieacker: Presse-Kluwe, 34 Göttingen, Goßlerstraße 58c	247
Sir Maurice Bowra: Keystone Press Agency LTD, Keystone House Red Lion Cour I, Fleetstreet, London E.O. 4	249–250
Prof. Alvar Aalto: Bundesbildstelle Bonn	248
Ordenstagung Bonn: Bundesbildstelle Bonn	251–252

Gesamtherstellung Passavia Passau